V. Jahrgang März=April 1933 Heft 2

Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich

Preis des Heftes Mark 2.–

„Psychoanalytische Bewegung"

Erscheint zweimonatlich

Schriftleiter: Dr. Eduard Hitschmann

Alle redaktionellen Sendungen
(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)
und alle geschäftlichen Sendungen
(Abonnements, Zahlungen usw.)
bitten wir zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien, I., Börsegasse 11
Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags":

Leipzig 95.112	Paris C 1100.95	Zagreb 40.900
Wien 71.633	s'Gravenhage 142.248	Warszawa 191.256
Prag 79.385	Stockholm 44.49	Riga 36.93
Zürich VIII, 11.479	Budapest 51.204	Kjöbenhavn 24.932

Preis des Einzelheftes Mark 2·—
Abonnement 1932 (6 Hefte) Mark 10·—

Bei Adressenänderungen
bitten wir freundlich auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

Einbanddecken in Halbleder
zu den abgeschlossenen Jahrgängen (I. 1929, II. 1930, III. 1931, IV. 1932) können zum Preise von je M. 3·20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Psychoanalytische Bewegung

V. Jahrgang — März-April 1933 — Heft 2

Johannes Brahms und die Frauen

Von

Eduard Hitschmann

Motto:

„Aber, was sollte aus aller geschichtlicher Forschung und allen Biographien werden, wenn sie immer mit Rücksicht geschrieben würden".

Brahms an Clara Schumann

Wir müssen uns eingestehen, daß die Musiker über eine Geheimsprache verfügen, durch die sie ihr Inneres ausdrücken können, ohne allgemein verstanden zu werden. Mögen sie gerade aufgelegt sein sich zu verhüllen oder zu enthüllen, beides mag ihnen gelingen. Es bleibt oft ein großer Spielraum für die „Deutung" eines musikalischen Produktes: „Legt ihr's nicht aus, so legt was unter". (Goethe.)

Gerade unter den großen Musikern finden wir verschlossene, sonst schweigsame, einsam schaffende Persönlichkeiten, bei denen eine Anzahl von Umständen uns beweisen, daß sie sich der oft früh in häuslicher Tradition erlernten musiktechnischen Sprache aus tief innerem Bedürfnis bedienen, um über innere Konflikte und Stimmungen Herr zu werden.

Wenn wir hören, mit welch tiefer seelischer Erschütterung, unter Tränen heulend, z. B. Brahms zuweilen komponiert hat, wie leicht ihm auch sonst beim Musizieren die Augen naß wurden, so beginnt uns sein sonst so gern verhülltes Innenleben sehr zu interessieren und wir werden, wenn wir uns

auch den fachlich geschulten Deutern seiner Kompositionen nicht verschließen werden, doch auf die anderen Quellen eines Verstehens seiner Persönlichkeit nicht verzichten.

Diese unsere kleine Arbeit beabsichtigt nicht, musikalische Belehrung irgend einer Art zu bringen, sondern geht wieder einmal den Weg des Spezial-Schürfrechtes der Psychoanalyse, indem sie das sonst von den Biographen so gern vernachlässigte Liebesleben eines großen Künstlermenschen näher betrachtet. Das Ziel ist, im Junggesellentum Brahms ein typisches seelisches Phänomen näher zu untersuchen und, da sich eben sein hundertster Geburtstag gefeiert findet, einen Baustein zur Wertung seiner Persönlichkeit mit heranzutragen. Hat er doch selbst seine Ehe- und Kinderlosigkeit, seine gezwungene seelische Einsamkeit, über deren Ursachen er durch Rationalisierungen sich selbst täuschte, als das Unglück seines Lebens bezeichnet, als den Kummer erkannt, der an ihm fraß und der ihn oft so schroff und ungerecht erscheinen ließ, wenn Enttäuschung und Neid ihr Haupt in ihm erhoben.

Wir bezeichnen Hagestolz- und Altjungfern-Schicksal lieber mit dem Namen Ehehemmung, der besagt, daß Ledigbleiben ein Ausnahmsschicksal bedeutet, das, von seltenen objektiven Hindernissen nicht zu sprechen, unbewußten seelischen Hemmungen seinen Ursprung verdankt, die ihre Wirkung einbüßen, wenn sie bewußt gemacht sind. Wenn wir hier das Junggesellentum Brahms als ein Musterbeispiel heranziehen, um unsere psychoanalytischen Erkenntnisse darüber zu popularisieren, so geschieht dies nicht, um einer Reihe der viel häufigeren ruhmlosen Hagestolze noch den richtigen Weg zu weisen, sondern um für die nicht so seltenen Ehegehemmten unter den großen Männern generelle Wahrheit mitzuteilen.

Dem Zusammenhang zwischen Ausleben oder Sublimieren der erotischen Triebe und — künstlerischer Produktionskraft, diesem komplizierten Thema, gehen wir aus dem Wege und lassen nur zwei Künstlermenschen sich hier äußern.

„Wir brennen nach innen“, hat ein Dichter für viele andere gesagt; sie machen sozusagen aus der Not eine Tugend, ein

Vorgang, der natürlich ganz unbewußt vor sich geht. Anders hat es wohl auch Nietzsche nicht gemeint in seinem Fragment zur „Psychologie der Kunst“: „Keuschheit ist bloß die Ökonomie eines Künstlers. Es ist ein und dieselbe Kraft, die man in der Kunstkonzeption und die man im geschlechtlichen Akt ausgibt. Es gibt nur eine Kraft“.

* *
*

Brahms stammte aus armem Hause und seine Jugend stand unter dem Druck der kleinen Verhältnisse[1], aber sein späteres Leben müßte als ein glückliches bezeichnet werden: sein musikalisches Genie war früh von Erfolg begleitet, er fand rechtzeitig die ausgiebigste Förderung durch hervorragende Freunde, war von ausdauerndster Gesundheit und erntete Ruhm und Geld.

Trotzdem war er kein „glücklicher Mensch“, schien eher ein trotziger Melancholiker und bezeichnete sich selbst als einen „Abseitigen“. Wenn er auch in Gesellschaft anders erscheine, schrieb er in einem Brief, innerlich lache er nie. Auch sagte er von sich, er sei nie, oder ganz selten, zufrieden mit sich, wohl nie behaglich, sondern wechselnd vergnügt oder finster gestimmt. Brahms war zuweilen reizbar, streitsüchtig, oft schroff und verstimmt, verletzte fast alle und stieß Menschen weg, zu denen es ihn gedrängt hatte, denen er das Du angetragen hatte.

„Feste verlebe ich“, sagt Brahms einmal, „immer recht einsam, ganz allein mit wenigen Theuren auf meinem Zimmer und sehr ruhig — wasmaßen die Wenigen ja todt oder fern sind. Wie wohl ist mir dann, wenn ich wollüstig empfinde wie die Liebe eine Menschenbrust ausfüllt“. Ist dies schon Resignation später Jahre, so schrieb Brahms doch schon mit 30 Jahren nieder: „Ich war allezeit ein Mensch fürs Kloster — es gibt nur nicht die passende Sorte“.

---

1) Brahms sagte einmal zur Clara Schumann, daß er noch in den Knabenjahren stehend Eindrücke empfangen, Dinge gesehen, die einen düsteren Schatten auf seinem Gemüte hinterlassen hätten.

Wir dürfen aber gar nicht erwarten, daß die Äußerungen Brahms' über sich selbst zahlreich wären, denn er war ein überaus verschlossener Mensch. So heißt es im Tagebuch der Clara Schumann: „wir hatten uns mal wieder ausgesprochen, soweit dies mit ihm möglich ist" und an anderer Stelle: „Ich vermisse wie immer einen inneren Austausch". Und im Jahre 1880 sagte Clara Schumann zu Kalbeck: „Werden Sie es mir glauben, daß Johannes trotz unserer langen und intimen Freundschaft niemals von dem gesprochen hat, was sein Gemüt bewegte? Er ist mir heute noch so rätselhaft, ich möchte fast sagen, so fremd, wie er mir vor fünfundzwanzig Jahren war".

Wir sind daher schon an dieser Stelle genötigt, den Fachleuten die Frage vorzulegen, ob in den Kompositionen, ihren Themen oder Texten vielleicht das intime Gefühlsleben des großen Musikers zum Ausdruck kommt, und wir auch hier jene traurigen Gefühlslagen antreffen.

„Nur in der Musik sprach er aus, was ihn bewegte", sagte Kalbeck. Und Specht findet Brahms trotz aller schamhaften Verhaltenheit „beredt bis zur seelischen Entblößung in seinen Tönen und in den von ihm gewählten Dichtungen". „Die Gedichte, die er vertont, sind lauter Geständnisse; die Werke sind das beredte Tagebuch dieses in Einsamkeit gesegneten Daseins". Kalbeck hatte einmal Gelegenheit, Brahms beim Ausarbeiten eines Klavierwerkes zu behorchen: Brahms winselt und stöhnt und heult laut wie ein Hund. Kalbeck findet ihn dann ein wenig verlegen sich mit der verkehrten Hand die Augen wischend — er mußte heftig geweint haben, denn die hellen Tropfen hingen ihm noch am Bart.

Als Julie Schumann, eine ihm besonders liebe Tochter Claras, sich verheiratete, schien Brahms traurig enttäuscht. Nach der Hochzeit brachte er der Mutter eine Komposition voll Schmerz in Text und Musik [1]). Er nannte sie *seinen* Brautgesang. Clara schreibt darüber in ihr Tagebuch: „Ich kann dieses Stück nicht anders empfinden als wie die Aussprache

---

1) Rhapsodie für Altsolo, Männerchor und Orchester, Op. 53

seines eigenen Seelenschmerzes. Spräche er doch ein Mal nur so innig in Worten".

Aber auch sonst wollen die Kenner immer wieder Schmerz und ungestillte Sehnsucht aus den Werken Brahms heraushören; so heißt es z. B. irgendwo: „aus den erschütternden Tönen der Rhapsodie, des Schicksalsliedes, der C-Moll-Symphonie und den vielen dämmerzarten, wie von ungeweinten tränenschweren Zwischensätzen seiner Kammermusik, in denen er sich freizuatmen scheint, und in denen man sein wundes Herz in ungestillter Sehnsucht pochen hört".

* * *

Brahms Seelenleben war von früh an erfüllt von Musik. Sie kam vonseiten des Vaters in sein Leben, der ein tüchtiger Musikant war und die ungewöhnliche musikalische Begabung seines Johannes früh erkannte; er führte ihn tüchtigen Lehrern zu. Man muß sich den Knaben, der auch sonstiges Bildungsstreben aufwies, ganz von Musikehrgeiz erfüllt denken, durch Identifizierung mit dem Vater angeregt, aber über ihn hinausstrebend, schon in jungen Jahren komponierend. Der erste Eindruck, den er machte, als er in die Welt trat, war der einer „Natur, wie sie nur in der verborgensten Zurückgezogenheit sich in vollster Reine entwickeln konnte; rein wie Demant, weich wie Schnee" (Joachim). Clara Schumann beschrieb ihn in ihrem Tagebuch als weit hinaus in seiner Bildung und andernteils wieder so ganz kindlich in seinen Empfindungen. Eine Dame schildert den Eindruck, wie folgt: „Blond, anscheinend zart und doch im 20. Lebensjahr schon durchgearbeitete Züge, obgleich rein von aller Leidenschaft. Reinheit, Unschuld, Natur, Kraft und Tiefe — das bezeichnet sein Wesen . . . Und zu aller dieser freien Kraft ein dünnes Knabenstimmchen, das noch nicht mutiert hat, und ein Kinderantlitz, das ein jedes Mädchen ohne Erröthen küssen könnte . . ." Bülow nannte ihn eine „kandide Natur". 1853 heißt es über ihn: „die Reinheit und Sicherheit seines Wesens bürgt dafür, daß diesem Menschen die verdorbene Welt nichts anhaben kann". Schumann nannte ihn „einen

der schönsten und genialsten Jünglinge", Hanslick den Zweiundzwanzigjährigen „einen Jean Paulschen Idealjüngling".

Sein Jugendbildnis mit den Haaren in langen Strähnen, macht einen femininen Eindruck, die hohe Stimme verblieb. Wenigstens in unbedachten oder erregten Momenten schlug der spröde Knabenklang immer wieder durch, erzählt Specht und fügt hinzu, daß Bemühungen, der widerspenstigen Stimme eine künstliche Männlichkeit abzuzwingen, nicht viel halfen.

Als der zwanzigjährige Brahms zu Schumanns kam, hatte er von einer unschuldigen Primanerschwärmerei abgesehen, noch nie geliebt. Hier begegnete er der Frau, die er später als den „einzigen Menschen" bezeichnete, den er „wirklich geliebt habe".

* * *

Männer von überlegener Tüchtigkeit in der Musik waren Brahms in seinen Lehrern Cossel und Marxen begegnet, später traf er mit dem Geiger Reményi, mit Joachim, Liszt u. a. zusammen, aber zum Schicksal sollte ihm erst die Begegnung mit dem Künstlerehepaar Robert und Clara Schumann werden. Nach vielen Jahren schrieb er an Clara: „Dir aber will ich heute wiederholen, daß Du und Dein Mann mir die schönste Erfahrung meines Lebens sind, seinen größten Reichtum und edelsten Inhalt bedeuten." Der Weg zu den Frauen führte bei Brahms über den musikalischen Gatten, so auch später bei Elisabet von Herzogenberg, oder doch über deren Stimme, deren Gesang. Dem Zauber eines schönen, musikbegabten Mädchens konnte er nicht widerstehen, und eine schöne dunkle Stimme, wie die der Hermine Spieß, tat es ihm noch an, als er die Fünfzig schon überschritten hatte.

Im September 1853 tritt Brahms zum erstenmal vor Robert Schumann, der ihm außer aufrichtiger Bewunderung seiner Kompositionen und seines Klavierspieles eine persönliche Sympathie entgegenbringt, die wiederholt auch Brahms' körperliche Schönheit hervorhebt. Schumann zeigt schon um diese Zeit die ersten Andeutungen seiner Geisteskrankheit, u. a. Gehör-

täuschungen, und lebt in dem Wahn, Zwiesprache mit den höheren Mächten halten zu können.

Des jungen Brahms' geniale Begabung durchschaute er sofort, lud ihn ein, bei ihnen länger zu wohnen und führte ihn preisend seiner geliebten Frau zu. Brahms lebte wie ein Kind im Hause. Er hatte sozusagen neue, erhöhte Eltern gefunden: es ist wie die Erfüllung eines Märchens! Namentlich Clara, welche die „hohe Künstlerin so harmonisch mit dem vorzüglichen Hausmütterchen zu vereinigen wußte" (Kalbeck), mußte tiefen Eindruck machen: Mutter, Dame, Künstlerin vom höchstem Verständnis in einer Person!

Schumann wurde gleichsam der Schöpfer seiner Existenz, denn er schrieb damals jene enthusiastische Ankündigung des neuen jungen Genius Brahms, „an dessen Wiege Grazien und Helden Wache hielten", („Neue Zeitschrift für Musik") und brachte die beste Förderung beim Verleger, wodurch sein Ruhm rasch zunahm. Wenige Monate darauf aber begeht Schumann in einem Wahnsinnsanfall einen Selbstmordversuch und kommt in die Irrenanstalt, die er nie mehr verlassen soll. Der junge Brahms eilt nach Düsseldorf zur tiefst erschütterten Clara und steht ihr in diesen schweren Zeiten bei.

Von diesen Tagen aus nimmt jene eigenartige Beziehung ihren Anfang, die das Leben des aufstrebenden Jünglings mit der um 14 Jahre älteren Frau, Mutter von sieben Kindern, für ihr ganzes Leben verbinden wird, allerdings mit wechselnden Obertönen. Das treue Verhalten der Gattin und des dankschuldigen Freundes zu Robert Schumann gibt dieser Freundschaft zunächst die Weihe. In Brahms begleitet Clara wieder einen schaffenden Künstler auf Schritt und Tritt, er „streut ihr" wie sie sagt, im „täglichen, stündlichen Verkehr künstlerische Anregung edelster, höchster Art gleich kostbaren Perlen auf den Weg".

Die weltberühmte Klaviervirtuosin Clara ist oft auf Kunstreisen, Brahms berichtet dann über die Kinder zuhause; ein Briefwechsel beginnt, der zeitlebens fortgesetzt wird, wenn man nicht beisammen ist. Aus diesem Briefwechsel ist die Vertiefung

der Beziehung bis zur tiefsten Verliebtheit des Mannes gar deutlich zu erkennen.

Schon im Jahre 1854 kommt es zum Nennen beim Vornamen und Du — „Liebe ich ihn doch wie einen Sohn so innig" (Tagebuch) — und Brahms verwendet, um nicht selbst die heißen Worte auszuwählen, einen Brief aus 1001 Nacht: „Dein Brief, o Herrin, ist angekommen und hat Balsam in eine von Sehnsucht und Verlangen gequälte Seele geträufelt und Heilung einem zerrissenen und kranken Herzen gebracht".

Im Jahre darauf heißt es in Brahms Briefen: „Was haben Sie mir angetan, können Sie den Zauber nicht wieder von mir nehmen? . . . Viel habe ich auch von Ihnen geträumt und Schönes . . . Ich küsse die Jungen immer als von Ihnen, aber ich möchte Ihnen die Küsse auch wiedergeben! . . . Jedes Wort reut mich, das ich an Sie schreibe und das nicht von Liebe spricht. Sie haben mich gelehrt und lehren es mich täglich mehr erkennen und anstaunen, was Liebe, Zuneigung und Hingebung ist . . ."

1856: „Nicht wahr, Geliebte (oder gel. Freundin) ich bin ein artig Kind?" . . . „Wirf nicht ein schönes Hutband oder dergl. weg, sondern gib mir's. Ich lege es um Deine Briefe oder sonst Liebes. Oder gebrauche es als Lesezeichen." . . .

1856: „Ich möchte, ich könnte Dir so zärtlich schreiben, wie ich Dich liebe, und so viel Liebes und Gutes thun, wie ich Dir's wünsche. Du bist mir so unendlich lieb, daß ich es gar nicht sagen kann. In einem fort könnte ich Dich Liebling und alles Mögliche nennen, ohne satt zu werden, Dir zu schmeicheln. Wenn das so fortgeht, muß ich Dich später unter Glas setzen oder sparen und in Gold fassen lassen."

1876 beim Tode ihres Sohnes Felix: „Laß Dir diese ernste Liebe auch etwas Tröstliches sein — ich liebe Dich mehr als mich und irgend wen und was auf der Welt."

Brahms Briefe, in denen er seine Liebe so offen eingesteht, sind für uns ein wichtiges Dokument, obwohl der Briefwechsel nur einen Torso repräsentiert, denn im Jahre 1886 verabredeten Clara und Johannes den Austausch der Briefe. Brahms

gab Clara die ihrigen zurück, ohne sie wieder gelesen zu haben, und sie vernichtete dieselben, aus den Jahren bis 1858. Brahms versenkte die zurückerhaltenen auf einer Rheinfahrt in den Strom. Aber Clara hatte eine Anzahl ihr besonders lieber Briefe zurückbehalten dürfen. Man muß wohl annehmen, daß Tendenzen des Verbergens bei der Vernichtung wesentlich mitgespielt haben.

Daß Brahms damals für Clara Schumann in idealem Sinn ein Ersatz für den Gatten war, wieder ein Mann, dessen Kunst sie miterleben, reproduzieren, auch kritisieren sollte und anpreisen, ist klar sichtbar. So schreibt sie ihm 1858: „Daß ich oft mächtig erfaßt werde von Deinem reichen Genius, daß Du mir immer erscheinst als Einer, auf den der Himmel seine schönsten Gaben herabgeschüttet, daß ich Dich liebe und verehre um so vieles Herrlichen willen. . ."

Uns ist es aber hier in erster Linie um die Charakterisierung von Brahms' Gefühlen zu tun, die offenbar eine Zeit lang nur als echte erotische Liebe aufzufassen sind. Tatsächlich sprach er selbst von seinem Klavierquartett in C-Moll es aus, daß der erste Satz eine Illustration zum letzten Kapitel von dem Mann im blauen Frack und der gelben Weste sei (Goethes Werther). Kalbeck nennt die Zeit von 1854—1856 Brahms' Wertherzeit, der er ein musikalisches Denkmal im Allegro des Quartettes Op. 60 gesetzt habe.

Die Biographen sprechen auch von Anfechtungen Claras; einer meint: Sie haben sich lange nebeneinander hingequält; aber dann muß es eine Stunde gegeben haben, in der sie sich leidenschaftlich und selbstvergessen in die Arme gestürzt sind. Aber dies ist kaum zu beweisen.[1]

Wie dem immer sei, es ist wohl anzunehmen, daß schon die Erinnerung an Schumann hemmend gewirkt hatte. Was aus dieser Liebe Brahms' wurde, ist etwas Einzigartiges: Freundschaft verbunden mit Resignation auf Liebe. Jedenfalls war es

---

1) Man bleibt hier im Unklaren, wie bei Goethe und Frau von Stein. Ob nichts oder Flüchtiges, Enttäuschendes vorging, hat die gleiche Bedeutung.

die einzige dauernde und große in diesem Meisterdasein, hat auf seine ganze Existenz und nicht nur im Hinblick auf seine Ehelosigkeit weitergewirkt und hat tiefe Spuren in sein Leben und in seine Musik gegraben.

Dem psychoanalytisch Erfahrenen ist diese Liebe zu einer um 14 Jahre älteren Frau, Mutter von sieben Kindern, — sie war schon 14 Jahre glücklichst verheiratet, als Brahms sie kennen lernte — nur zu erklären als mitentspringend aus der unbewußten Erinnerung an die eigene Mutter. Hat er Clara doch in ihrem Heim als mütterliche Hausfrau zum erstenmal gesehen, dann wie ein Sohn dort gelebt. In einem Brief nannte er sie „seine liebe Frau Mama". Als Interpretin seiner Kompositionen, als Beraterin war sie auch ein musikalischer Freund. Aber ihre eigentliche Anziehungskraft ging vom Mütterlichen aus und hier war auch das Problematische von Brahms' Erotik bedingt, worüber im weiteren mehr zu sagen sein wird.

Wir glauben nicht, daß Brahms in sexuelle Beziehung zu Clara getreten ist, wie es auch sein ganzes übriges Leben ihm nie bei einer Dame beschieden war. Die Objekte seiner Sexualität waren nur Mädchen aus dem Volk, am meisten bezahlte Dirnen. Hier zeigt sich jene Spaltung: auf der einen Seite wird edleren Frauengestalten eine erhabene Liebe und Zärtlichkeit mit Bewunderung zugewendet, die Sexualbefriedigung aber wird bei erniedrigten Objekten gesucht[1]).

Freilich hat Brahms auch andere weibliche Wesen geliebt, so die viel jüngere Elisabet von Herzogenberg, worüber ein Briefwechsel berichtet. Brahms hat diese musikalische, schöne Dame, deren Bild lange Jahre auf seinem Schreibtische stand, schon im Mädchenalter kennen gelernt, aber wies sie als

---

1) „Das Liebesleben solcher Menschen bleibt in die zwei Richtungen gespalten, die von der Kunst als himmlische und irdische (oder tierische) personifiziert werden. Wo sie lieben, begehren sie nicht, und wo sie begehren, können sie nicht lieben ... Das Hauptschutzmittel gegen solche Störung, dessen sich der Mensch in dieser Liebesspaltung bedient, besteht in der psychischen Erniedrigung des Sexualobjektes, während die dem Sexualobjekt normalerweise zustehende Überschätzung dem inzestuösen Objekt und dessen Vertretungen reserviert wird". (Freud).

Schülerin zurück: fühlte er sich wehrlos gegen ihren Zauber? Es war dann eine echt Brahms'sche unglückliche „Liebe", ohne Heimlichkeit vor dem Gatten, dem Komponisten. So schrieb er an sie später einmal: „Das sollen Sie aber wissen und glauben, daß Sie zu den wenigen Menschen gehören, die man so lieb hat, wie man es Ihnen — da der Mann immer mitliest und hört, nicht sagen kann; dieser selbst gehört auch zu den gedachten Wenigen!"

Wir wollen aber nach Besprechung der Beziehung zu diesen beiden glücklich verheirateten Ehefrauen — den Mädchen unsere Aufmerksamkeit zuwenden, die Brahms geliebt hat.

Über Agathe von Siebold ist im Jahre 1930 ein Buch erschienen mit dem Untertitel: Johannes Brahms' Jugendliebe. Das Liebeserlebnis währte nicht allzulange und endete damit, daß Brahms, von einem gemeinsamen Freund aufgefordert sich zu erklären, dem Mädchen schrieb: „Ich liebe Dich! Ich muß Dich wiedersehen! aber Fesseln tragen kann ich nicht!" Dieses Eingeständnis der Unfähigkeit, zu heiraten, — auch wenn er ein Mädchen liebte, als Sängerin schätzte, ihr Lieder widmete, ja Ringe tauschte, wie mit Agathe — enthält das Problem, warum Brahms ledig geblieben ist, trotz Sehnsucht nach Frau und Kind, ein Grundproblem dieser Arbeit.

Brahms' Erlebnis mit Agathe spielte im Jahre 1858 in Göttingen und war das tiefste, das er mit einem Mädchen hatte; sein Schaffen galt in dieser Zeit nur ihr. Auch Clara Schumann weilte einige Wochen in Göttingen und ihre Tochter Eugenie berichtet in ihren „Erinnerungen" eine Szene heitersten Versteckenspielens im Garten, an dem Agathe, Clara und Brahms teilnahmen. Im Buche von Michelmann über Agathe wird berichtet, daß Brahms eine auflehnende Bemerkung gegen seine Abhängigkeit von Clara machte; seine Wertherzeit war damals schon vorüber. Frau Schumann aber reiste, eifersüchtig durch Brahms', auf glückliche Verliebtheit zurückzuführende, überschäumende Ausgelassenheit — plötzlich fort.

Brahms sagte einmal zu Agathe: „Ich kann nie heiraten; ich könnte es nicht ertragen, wenn meine Frau einmal darunter zu

leiden hätte, daß ich nicht das Beste in der Musik leiste." Eine kleinmütige Äußerung, anderen analog, deren Auslegung uns noch beschäftigen wird. Wir wollen einstweilen nochmals Michelmann zitieren, der intuitiv erkannt hat: „Eine gewisse Angst vor dem zarten Geschlechte und der eigenen Schwäche schien Brahms nicht zu verlassen."

Nach Angabe einer Zuhörerin soll Brahms nach Jahren zu einem Freund gesagt haben: „Ich habe wie ein Schuft an Agathe gehandelt."

Man kann sich denken, daß das Mädchen, als es den Absagebrief bekam, tief enttäuscht war; sie sahen einander nie wieder, aber sie heiratete einige Jahre später ‚getröstet' einen angesehenen Arzt.

Noch sei einer für Brahms' Kompositionen charakteristischen Tatsache Erwähnung getan. Sein G-Dur-Sextett für Streichinstrumente stellt nämlich einen wehmütig frohen Scheidegruß an Agathe dar, mehr eine objektive Verherrlichung ihres Wesens, als eine persönliche Klage um den erlittenen Verlust (Kalbeck). Das Werk (Op. 36) ist Agathe gewidmet, trägt jedoch ihren Namen, anstatt auf dem Titelblatte, inwendig im Text: Das Motiv tritt nicht als leitender Gedanke des ersten Satzes auf, sondern klingt nur in den Noten A, G, A, (T), H, E, in das zweite Thema dieses Satzes hineingewebt, an. Darüber sagte Brahms: „Da habe ich mich von meiner letzten Liebe losgemacht!" Auch Joachim war in dieses krause Spiel des Ausdrucks von Gefühlen eingeweiht.

Flüchtiger tauchte der Ehegedanke gegenüber anderen Mädchen gelegentlich auf; Brahms fand z. B. ein Mädchen sehr sympathisch, wandte sich aber sofort von ihr ab, als sie von einem Manne zu schwärmen begann, der ihm ein Greuel war.

Widerschein einer Herzensgeschichte ist auch das B-Dur-Sextett, aber, meldet Brahms: sie heiratete einen andern, einen reichen Mann.

Brahms ist darum ein so beweisender Fall für die Tatsache, daß die Hagestolze nur wider Willen — durch unbewußte Hemmungen behindert — unverheiratet geblieben sind, weil

er, im Gegensatz zu vielen solchen, den Ehewunsch offen eingesteht; wo jene ihn verleugnen und sich hinter Rationalisieungen ihrer Widerstände verbergen, die irreführen. Brahms klagte oft genug, daß ihm mit Frau und Kind „eigentlich das Beste fehle". „Der Gedanke hat etwas Schauerliches" sagt ein Biograph, „daß der Mensch, dessen liebesbedürftiges Herz so laut nach Weib und Kind rief und der in einsamen Nächten vor grimmigem Weh in die Kissen gestöhnt und gebissen hat, damit keiner es höre, nie eine Geliebte wirklich sein genannt, nie die erwählte Frau in den Armen gehalten hat" . . . Und weiter: „Daß einer, der als Mensch und als Künstler ein Frauenlob voll zartester Ritterlichkeit war und der im Lied wie kein anderer ‚nur Liebe im Erklingen' kannte, mit dem Abhub vorlieb nehmen muß, gehört zur Tragik seines Lebens."

Als alter Mann äußerte Brahms einmal: „Wie ich die Leute hasse, die mich ums Heiraten gebracht haben!" Ein Jahr vor seinem Tode — Clara war schon dahingegangen —: „Ist es denn ein Leben so allein? Die einzige richtige Unsterblichkeit ist in den Kindern!"

Auch von Brahms liegt eine ausführliche bewußte Begründung seiner Ehelosigkeit vor, hinter der wir die unbewußte werden aufdecken müssen. Die Ehelosigkeit Brahms' hat eine ganze Reihe von Ursachen, die wir ergänzen werden. Seine Angaben an Widmann (1887) aber lauten:

„Ich hab's versäumt. Als ich wohl Lust dazu gehabt hätte, konnte ich es einer Frau nicht so bieten, wie es recht gewesen wäre . . . in der Zeit, in der ich am liebsten geheiratet hätte, wurden meine Sachen in den Konzertsälen ausgepfiffen oder wenigstens mit eisiger Kälte aufgenommen. Das konnte ich nun sehr gut ertragen, denn ich wußte genau, was sie wert waren und wie sich das Blatt schon wenden würde. Und wenn ich nach solchen Mißerfolgen in meine einsame Kammer trat, war mir nicht schlimm zu Mute. Im Gegenteil! Aber wenn ich in solchen Momenten vor die Frau hätte hintreten, ihre fragenden Augen ängstlich auf die meinen gerichtet sehen und ihr hätte sagen müssen: ‚Es war wieder nichts' — das hätte ich nicht

ertragen! Denn mag eine Frau den Künstler, den sie zum Manne hat, noch so sehr lieben und auch, was man so nennt: an ihren Mann glauben — die volle Gewißheit eines endlichen Sieges, wie sie in seiner Brust liegt, kann sie nicht haben. Und wenn sie mich nun gar hätte trösten wollen ... Mitleid der eigenen Frau bei Mißerfolgen des Mannes ... puh! ich mag nicht daran denken, was das, so wie ich wenigstens fühle, für eine Hölle gewesen wäre."

Brahms verrät hiermit keineswegs künstlerischen Kleinmut, aber Unglauben an große, opferfähige Liebe einer Frau zu ihm, einen Mangel an Vertrauen zur eigenen Persönlichkeit und männlichen Liebeskraft, die eine Frau bekanntlich treu, anhänglich, ja hörig machen kann. Er zeigt hier Angst vor der angetrauten Frau, dem Ehestand. Wir entsinnen uns der Worte: Eine gewisse Angst vor dem zarten Geschlecht und der eigenen Schwäche.

Die Heirat bedeutete für Brahms eine Großtat, etwas, was über seine Kräfte ging; so brachte er die Ehe in Parallele mit — dem Komponieren einer Oper! Er schrieb an Widmann: „Habe ich Ihnen nie von meinen schönen Prinzipien gesprochen? Dazu gehört: keine Oper und keine Heirat mehr zu versuchen. . . So können Sie sich klarmachen, wieviel Geld ich spare und für eine italienische Reise übrig habe — wenn ich zum Sommer nicht heirate und mir keinen Operntext kaufe." Hier ist Scherz mit Ernst vermengt, doch klingt der Gedanke an: eine Frau kostet viel, man hat dann nichts übrig für eine Reise. Also der Gedanke: eine Frau ist angreifend, schädigend; als ob eine Gattin nicht auch wohlhabend sein könnte, oder eine angenehme Gefährtin auf einer Reise nach Italien.

Ein tiefes, in seinen unbewußten Wurzeln zunächst unklares Minderwertigkeitsgefühl liebender Männlichkeit liegt hier vor, läßt die Bindung an ein weibliches Wesen beängstigend erscheinen und alle möglichen Rationalisierungen dafür suchen.

Daß Brahms' Phantasie sich gerade die öffentliche Blamage und das entwertete Dastehen vor der Gattin als Möglichkeit in der Ehe ausmalt, zeigt von einem pessimistischen Phantasieren

und erinnert an ähnliche Einstellungen von Junggesellen, die sich ausmalen, gerade vor der Dame nicht zu bestehen.

‚Für die einfache Magd oder Dirne bin ich geeignet mit meiner Schwäche,' heißt es etwa im unbewußten Grübeln, ‚aber vor einer hohen Frau kann ich mich doch nicht entblößen und in meiner Schwäche dastehen.'

Besonders bei einem andern berühmten Hagestolz, bei Gottfried Keller, finden wir das blamierte, schlecht oder unbekleidete Dastehen vor Frauenblicken als tragisches Erlebnis und wiederholten Traum berichtet. Z. B. ist der folgende Traum des ‚grünen Heinrich' besonders charakteristisch: „Indem er seinen nassen Hut schwenkte, fiel derselbe gänzlich zusammen und er hielt den übel aussehenden wie ein schlechtes Symbol in der Hand. So stand er denn auch gar über und über mit Schlamm und Kot bedeckt vor der schönen Person, die ihn aufmerksam betrachtete, und er schlug verlegen die Augen nieder und schämte sich".

Der sexuell Unsichere schrickt vor der Dame zurück, wenn er sich gerade noch traut, mit seiner Eigenheit oder Schwäche vor der Entwerteten zu bestehen. Die musikalische Blamage steht hier für die Blamage der Männlichkeit und ist daher wirklich ein Ehehindernis.

So schwört Brahms auch, wie eben berichtet, gleichzeitig das Größte und Schwierigste in der Liebe und in der Musik ab: das Heiraten und das Komponieren einer Oper.

* * *

Steht es einmal fest, daß Brahms seine Gefühle und Sehnsüchte, Dank und Gedenken in seine Kompositionen verarbeitete, daß seine Tagträume sich in Musik umsetzten, ja daß er in autistischen Gefühlsorgien erschüttert, seinen Ausdruck in der dunklen Sprache der Töne fand, so ist sein Bedürfnis nach abseits leben, nach einsamen Stunden und Spaziergängen selbstverständlich.

Finden die Werke eines Künstlers oder Dichters, von ihm selbst narzißtisch hoch eingeschätzt, dann auch die äußere An-

erkennung, so wird sein Bedürfnis, sein Recht zur Isolierung sozusagen zur Pflicht.

Hermann Levi hat über Brahms dies mit enthusiastischen Worten ausgedrückt: „Sonst tragen alle Erdenkinder den Stempel ihrer Zeit und deren Schwächen an der Stirne; er allein vermag sich loszulösen von allen menschlichen Verhältnissen, unberührt zu bleiben von dem Schmutz und der Misere des Lebens, sich aufzuschwingen auf eine ideale Höhe, wohin wir nur ihm nachschauen, nicht ihm folgen können. Er sieht von souveränem Throne auf uns herab; wenn wir uns nahe fühlen, ruft er uns zu: Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir; wir sind momentan zurückgestoßen, verletzt, vernichtet, aber immer wieder fühlen wir uns zu ihm hingezogen mit magnetischer Gewalt!"

Manche Schroffheit oder verletztende Herbheit Brahms' findet hier ihre Erklärung, ein wenig wohl auch die Ehelosigkeit. „Seine Schroffheit", berichtet Eugenie Schumann, „tat ihm im eigenen Herzen weh. Sie hielt ihn dauernd im Zustand der Abwehr gegen vermeintliche Eingriffe in sein Dasein und seine Unabhängigkeit. Setzte man eine Ansicht, ein Urteil bei ihm voraus, so behauptete er stets das Gegenteil. Er gab gerne, aber Ansprüche, Erwartungen stieß er zurück." Und weiter: „Wie alle einsamen Menschen bildete sich Brahms seine Ansichten im Stillen und ohne wesentliche Beeinflussung von außen, in Erörterungen ließ er sich ungern ein, wich ihnen aus, so gut es ging. ."

Als Narzißmus des Künstlers entschuldigen wir diese Artung Brahms', die von Freund Joachim recht grollend dargestellt wurde (1854): „Brahms ist der eingefleischteste Egoist, den man sich denken kann, ohne daß er es selbst wüßte, wie denn überhaupt alles bei ihm in unmittelbarster Genialität ächt unbesorgt aus seiner sanguinischen Natur quillt, bisweilen aber mit einer Rücksichtslosigkeit die verletzt, weil sie Unbildung verrät. Er hat sich nie in seinem Leben Mühe gegeben, auch nur nachzudenken, was andere ihrer Natur und dem Gang ihrer Entwicklung gemäß hochhalten müssen; was nicht in

seine Begeisterung, in seine Erfahrung, ja in seine Stimmung paßt, wird mit liebloser Kälte abgewiesen . . . wahrhaft genialisch ist seine Art sich alle ungesunden Empfindungen und eingebildeten Schmerzen anderer vom Halse zu halten."

Aus dem Volke hervorgegangen, hielt er hartnäckig an manch Natürlichem und Primitivem fest, was leichter Beeinflußbare und Eitlere im sozialen Aufstieg abstreifen. Vom Tanzbodenmusikanten zum Musiker, zum berühmten Komponisten aufsteigend, blieb er einfach in Kleidung und Lebensführung; Toilettezwang blieb ihm tief verhaßt, besonders Kragen und steife Hemdbrust[1]). Er sucht nur einfache Wirtshäuser gern auf und lebt in Bedürfnislosigkeit und Genügsamkeit. Er ist leicht zu rühren, bleibt dem Glauben treu und der Bibel, wie die Mutter es gewesen war. „In der heiligen Schrift findet er jene Worte, die ihm Festigkeit und Verheißung geben und die . . in seiner gewaltigsten, inspiriertesten Musik zu unvergänglicher Herrlichkeit auferstanden sind." (Specht.) Sich nicht aufgeben können, auch das ist Narzißmus; und auch von hier gehen Hemmungen für die Ehe aus.

Ganz primitiv blieb aus vielen Gründen sein Sexualleben, das — wie in Wien bekannt war — sich fast immer auf Straßendirnen beschränkte. „Er trug das Verlangen seines kraftvoll strotzenden Körpers in die dunklen Gassen oder zu einem jener netten und gefälligen ‚Stubenmädeln', wie die es war, deren Namen er dann in eine seiner Partituren als ‚Erinnerung' hineingekritzelt fand . . ." (Specht.) Wien scheint in dieser Hinsicht Brahms besonders geeignet erschienen zu sein; wenigstens lehnt er eine fixe Anstellung in Düsseldorf auch ab, weil in einer kleinen Stadt ein Junggeselle eine Karikatur sei. „In Wien kann man ohne weiteres Junggeselle bleiben . . . Heiraten will

---

1) „Am meisten machten die Beinkleider zu schaffen, die er immer so weit hinaufschnallte, daß sie bei den Knöcheln nicht zureichten. Es half nichts, daß der Schneider beauftragt wurde, sie länger und länger zu machen. Brahms zog den Leib bis unter die Achseln in die Höhe und schnitt die Hosen endlich unten mit der Papierscheere ab" (Kalbeck).

ich nicht mehr, und — habe doch einige Gründe, mich vor dem schönen Geschlecht zu fürchten“ (1877). —

Kaum 13 Jahre alt, spielte der Knabe Brahms abends in Matrosenkneipen auf. Hier machte er allzufrüh Bekanntschaft mit der aktiven, frivolen, käuflichen Sexualität der Dirne. Er hat selbst einmal von den Szenen, deren Zeuge er da war, erzählt: von den Matrosen, die nach langer Seefahrt gierig nach Trunk, Spiel und Liebe die Kneipe stürmten, von den Weibern, die, halb entblößt, ihre obszönen Lieder zu seiner Begleitung sangen und ihn dann auf den Schoß nahmen und ihre Lust daran hatten, in ihm die ersten erotischen Regungen zu erwecken. Solche Eindrücke, solches Verführtwerden sind folgenschwer einzuschätzen: vielleicht liegt hier ein frühes brüskes Eingeführtsein in dunkle Geheimnisse des Lebens, die den Knaben zunächst beängstigen und abstoßen, aber den Mann immer wieder in ihre Netze ziehen.

Dieses Sexualleben war gewiß ein unüberbrückbarer und unenthüllbarer Zwiespalt in seinem Wesen; ein schamhaftes Geheimnis, wenigstens vor den Damen seines Herzens. Die Geschlechtlichkeit ist in solchen Fällen herabgesetzt zu einer niedrigen körperlichen Funktion. Die zärtlich-schwärmerische Liebe zu Frauen blieb von dieser Funktion getrennt, „unbefleckt“. Diese verehrende Zuneigung war gewiß ursprünglich der Mutter zugewendet, einer Frau, die dem größeren Knaben, als nicht schöne, seit ihrer Kindkeit kränkliche, durch ein Fußleiden humpelnde und gealterte Frau, — sie war 17 Jahre älter als ihr Gatte — nicht gerade anziehend erscheinen konnte, deren Schätze des Gemütes, deren Güte und Frömmigkeit aber nachwirkten. Ihre Gestalt war wohl besonders geeignet, im Sohne jene Spaltung zu bedingen, zwischen dem Objekt verehrender Zärtlichkeit und dem Objekt der Sinnlichkeit.

Brahms wurde immer mehr ein alter Junggeselle mit Schrullen und Pedanterien, im Praktischen hilflos; eine Krawatte zu binden, ein Packet zu machen und zur Post zu befördern, war eine Katastrophe. Er war nicht geschickt, auch beim Dirigieren ermangelte er der manuellen Fähigkeiten. Sein mächtiger schöner Kopf

saß einem gedrungenen Körper auf; Eugenie Schumann berichtet, wie geschickt und halsbrecherisch er seinerzeit in Düsseldorf vor den Kindern turnt und springt. Aber später wurde er dick und schwerfälliger.

Fragte man ihn, warum er unbeweibt sei, so antwortete er ausweichend, mit Scherzen. Einem vorlauten jungen Dämchen repliziert er auf die Frage, warum der Herr Doktor nicht geheiratet hätte, schlagfertig: „Es hat mich noch keine gewollt, und gäbe es eine, so würde ich sie nicht mögen ihres schlechten Geschmackes wegen!" In den achtziger Jahren drückte er seine ambivalente Einstellung mit einem Satze des Humoristen Daniel Spitzer charakteristisch aus: „Ich war leider nie verheiratet und bin es Gott sei Dank noch immer nicht."

Man kennt die plumpen und unpsychologischen Versuche, Junggesellen „zuzureden", sich zu verheiraten; auch Brahms widerfuhr dies öfter.

Man weiß von einem Spaziergang zu berichten, an dem Brahms und auch Damen teilnahmen; als man einkehrte, machte Brahms der Kellnerin den Hof: So was Gesundes, Hübsches und Frisches errege immer ein frohes Lebensgefühl in ihm. Man ruft, er solle doch heiraten; jemand fügt hinzu, er wüßte zwei, die bereit wären Brahms zu heiraten. Der Dreiundsechzigjährige antwortet: „Ich kann nicht mehr heiraten. Glauben Sie mir, ich müßte ein Mädchen verachten, das mich zum Manne nehmen würde. Sie werden mir doch nicht einreden, daß sich eine in mich verlieben könnte — so wie ich jetzt bin?"

Um diese Zeit war es natürlich zu spät; aber das Rätsel, warum er von 25 bis 45 Jahren widerstand, ist unser Problem.

Die Psychoanalyse berühmter Toter entbehrt ungern der Nachrichten über die frühe Kindheit, die so bedeutungsvoll sein könnten. Manchmal entschädigt teilweise ein charakteristisches Moment, ein Wort aus späterer Zeit; ein solches aus dem Munde Brahms', als er eben seine geliebte Mutter durch den Tod verloren hatte, sei hier berichtet.

Florence May erzählt in ihrer Biographie, Brahms habe unter dem Eindruck des Todes der Mutter nach der Beerdigung ausgerufen: „Ich habe jetzt keine Mutter mehr: ich muß heiraten." So wird Augenzeugen nacherzählt. Kalbeck erzählt dasselbe, sagt, die Worte seien am Totenbette der Mutter gefallen.

Diese Äußerung besagt, daß der Wegfall der Mutter im Sohne das Bedürfnis nach einer Gattin mobilisiert hat, oder anders ausgedrückt, daß die seelische Bindung an die Mutter das Heiraten bisnun behindert oder doch überflüssig gemacht habe. Es wäre dies eine Bestätigung für die oft durch Psychoanalyse aufgedeckte Tatsache, daß intime seelische Fixierungen an die Mutter das Liebesleben des Sohnes charakteristisch beeinflussen und hemmen können, und die nicht seltene Erfahrung, daß so Gehemmte nach dem Tode der Mutter erst in Ehebedürftige sich verwandeln.

Nur die Voraussetzung einer kindlichen, ungewöhnlich intensiven und nachwirkenden Liebe zur Mutter ermöglicht das Verständnis dafür, daß der um 14 Jahre jüngere Brahms sich in die siebenfache Mutter Clara Schumann, die glücklich verheiratete Gattin des bewunderten Freundes verliebt, dem er die entscheidende Förderung verdankte. Ihr sprang er voll Mitleid zu, als Schumann ins Irrenhaus kam, mit ihr gemeinsam feierte er die pietätvollste Trauer um den Toten. Dann aber entwickelte sich die immer leidenschaftlichere Liebe Brahms', wie sie aus den Briefen, die der Zerstörung entgangen sind, sowie aus der Musik jener Zeit, die eruptiv und in niemals stockender Fülle ihm zuströmte, zu erraten ist. Später muß eine Krise eingetreten sein, vielleicht eine teilweise Enttäuschung — von Liebesleidenschaft auf Seiten Claras kann kaum die Rede sein —, und es begann jenes ideale Verhältnis voll gegenseitiger Teilnahme, gegenseitiger Anregung und Aussprache, jene *amitié amoureuse* zweier hochstehender Geister und Gemüter. Eugenie Schumann berichtet, daß Brahms Clara wehgetan haben muß, so daß sie die Veränderung nicht recht begriff: „Brahms erkannte, daß seiner eine Aufgabe harrte, die den ganzen Men-

schen erforderte, die mit ausschließlicher Hingabe an eine Freundschaft nicht vereinbar war." Das persönliche Zusammensein war nicht immer ungetrübt; wenn Brahms schroff war und Eugenie die Mutter trösten mußte, sagte Clara: „Du weißt nicht, wie er früher war, so zart und liebevoll, ein idealer Mensch." Man höre aber auch die Schilderung der Tochter (die nicht alles erfahren haben muß) über das letzte Zusammensein der beiden im Oktober 1895: Clara spielte Brahms Bach und aus seinen eigenen Werken vor. Sie saß dann da mit sanft geröteten Wangen, das Auge strahlte, wie von innerem Licht. Brahms saß ihr gegenüber und sah weich und ergriffen aus. „Ihre Mutter hat mir ganz herrlich vorgespielt", sagte er. Die Freunde umarmten und küßten einander wie sie es seit Jahren bei jedem Abschied, jedem Wiedersehen getan hatten. Clara erkrankte bald nachher und starb im Mai darauf.

Als vorerst schlechte Nachrichten über ihr Befinden kamen, schrieb Brahms an den gemeinsamen Freund Joachim: „Und wenn sie von uns gegangen ist, wird nicht unser Gesicht vor Freude leuchten, wenn wir ihrer gedenken? Der herrlichen Frau, deren wir uns ein langes Leben hindurch haben erfreuen dürfen — sie immer mehr zu lieben und zu bewundern."

Gerade Naturen wie Brahms sind solcher Mischgefühle fähig zwischen Liebe und Freundschaft, sie tragen die nicht überwundene Liebe zur Mutter in die Beziehungen zu den Frauen hinein; es entsteht ein Lieben, dem die (inzestuöse) Sexualität versagt zu bleiben pflegt. Aber die Freundschaft ist zärtlicher, mitleidiger, dankbarer, ehrfürchtiger und gebraucht das Wort Liebe. „Ich glaube, ich achte und verehre sie doch nicht höher, als ich sie liebe", schrieb Brahms einst über diese Beziehung, „ich meine, ein Mädchen kann ich gar nicht mehr lieben, ich habe sie wenigstens ganz vergessen; sie versprechen uns nur den Himmel, den Clara uns geöffnet hat." So geartete Männer lieben eher Frauen als Mädchen, eher ältere Frauen als jüngere. Sie wünschen von ihnen Leitung und Beratung, lieben die Kinder dieser Freundinnen mit und helfen gern in der Not. Brahms bot Clara mehrmals in zartester Form eine

große Geldsumme an; für die Kinder hatte er stets liebevolles Interesse, die Tochter Julie scheint er geliebt zu haben; was aber erst deutlich wurde, — als ein anderer sie gewählt hatte. Auch die lebenslange Treue, das Nie-Loskommen, wie es bei Clara und ihrer Duodez-Ausgabe Herzogenberg in Erscheinung trat, finden hier ihre Erklärung. Solchen Männern, die den „Ödipus-Komplex" nicht überwunden haben, vertritt die geliebte Frau nur die Mutter (Schwester), und die Beziehung ist mit neurotischen Zügen ausgestattet, Stimmungswechsel, Launen, Fluchtversuchen u. dgl. Hieher gehören jene paradoxen Schroffheiten Brahms' gegen Clara.

Verzicht und ungestilltes Verlangen, Sehnsucht und Unbefriedigung, die Erhöhung ins Erhabene begünstigen Tagträume; tragen sie sonst störende libidinöse Regungen in jede kulturelle Leistung hinein, so steht beim dazu Begabten das künstlerische Schaffen unter diesen Einflüssen: Daher Brahms' Gefühlsorgien beim Komponieren, das Einweben von Liebesgefühlen, die Widmungen. Der Komponist rettet sich in sein Schaffen und befreit sich darin; es ist Gestaltung und Formwerden innerer Vorgänge.

Vom Klavierquartett in C-Moll als Illustration zu einem letzten Kapitel „Werthers Leiden" haben wir schon gesprochen. In einem Brief an Clara heißt es: „Auch male ich an einem Portrait von Dir, das dann Adagio werden soll." In seinen Schumann-Variationen ließ er nicht nur eine zarte Huldigung für den teuren Freund in einer Mittelstimme aufklingen, eine andere für Clara brachte er durch Hineinweben eines ihrer Themen versteckt an und ließ eine zarte Botschaft mittönen. Das B-Dur-Sextett ist der Widerschein jener Herzensgeschichte mit dem Mädchen, das dann einen reichen Mann heiratete. Der Herzogenberg gestand er seine unglückliche Liebe in den Klavier-Rhapsodien Op. 79, die er ihr widmete. Kalbeck und Specht wissen immer wieder Werke Brahms' in dieser Richtung auszudeuten, oft genug auf eigene Andeutungen des Tondichters hin. Das „Deutsche Requiem" gilt zwei geliebten Menschen: Robert Schumann und der Mutter. Aus den er-

schütternden Tönen der „Rhapsodie", des „Schicksalsliedes" der C-Moll-Symphonie und den vielen dämmerzarten, wie von ungeweinten Tränen schweren Zwischensätzen seiner Kammermusik, höre man sein wundes Herz in ungestillter Sehnsucht pochen. Auch freundschaftliche Zärtlichkeit findet musikalischen Ausdruck; so schreibt er zur Partitur seiner Serenade, sie Joachim sendend; „Behalte das Stück noch etwas lieb bester Freund, es gehört und klingt doch Dir sehr. Woher kommt's denn schließlich, wenn Musik so freundlich tönt, wenn nicht von den paar Menschen, die man lieb hat wie Dich."

Natürlich findet dieses Einkomponieren strömender Gefühle vor allem auch unbewußt statt. Brahms deutet dies an, da er die „ernsten Gesänge" komponiert hat, ohne von der Todesgefahr für Clara zu wissen: „Tief innen im Menschen spricht und treibt oft etwas, uns fast unbewußt, und das mag wohl bisweilen als Gedicht oder Musik ertönen!"

Brahms' Werke sind also das Tagebuch des sonst Verschlossenen, sein wahres Leben vollzieht sich abseits von den Dingen der Realität. Sein Schaffen geht ihm über Menschenbeziehungen. Es ist sein Trost, die Vergeistigung seiner Wünsche, Sublimierung. „Ich bin verliebt in die Musik, ich liebe die Musik, ich denke nichts als sie und nur an anderes, wenn es mir Musik schöner macht. Passen Sie auf, ich schreibe wieder Liebeslieder, und nicht an A—Z, sondern an die Musik". Von früh an war Musik sein Zentrum, sein Ehrgeiz. Ernstes Bildungsbestreben ließ ihn lesen, exzerpieren und Bücher kaufen. Dies gehörte zu seinem Ich-Ideal, wie Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Bescheidenheit, Demokratie, Einfachheit der Lebensführung. Dem entsprach auch, daß das Sexuelle etwas Niedriges war, etwas Heimliches bleiben mußte.

Niemann macht es sich leicht, wenn er Brahms' Hagestolzentum einzig als eine Art freiwilligen Verzichtes aus Gründen allzulang gehemmter künstlerischer Anerkennung ansieht. Er folgt darin unvorsichtiger Weise Brahms' eigenen Angaben, die uns nicht genügen. Die bekannte Anmerkung in Düntzers Goethe-Kommentar, in der es auf einen Ausspruch Goethes hin,

daß Lili das Mädchen gewesen sei, das er am meisten geliebt habe, heißt: „Hier irrt Goethe“, — mag mit Recht Kritik herausfordern. Wir aber nehmen uns, durch Erfahrung bestärkt, das Recht, uns trotz Brahms' Erklärung an Widmann, — tiefere und ihm unbewußte Motive seiner Ehehemmung zu suchen. Uns leitet dabei das Material über die Psychologie des Ledigbleibens aus Analysen anderer.

Statistisch ist die Ehe in unserer Kultur die historisch geaichte natürliche Lösung des Lebens, eine durch das Vorbild der Elternehe und der Umwelt aufgedrängte Tradition; sie ist die Plattform der Berufsleistung des Mannes, ungestört durch Suchen eines jeweiligen Liebesobjektes. Die Gründung einer neuen Familie, eines neuen Zentrums, ist für den Mann aus der Liebe zur Mütterlichkeit der Frau und der Identifikation mit dem Vater entsprungen. Die Ehe ist Folge der Loslösung aus der elterlichen Familie; ferner die hygienische Lösung der sexuellen Frage von sozialen Gesichtspunkten ganz abgesehen. Die Ehe ist also die natürliche Lösung des Lebens und des Zusammenseins der Geschlechter: Es ist ein ganz gewaltiges Aus-der-Art-schlagen gegenüber Generationen von Vorfahren, wenn ein Individuum ledig und ohne Nachkommen bleibt.

Tatsächlich findet man bei tieferer Analyse Lediggebliebener psychosexuelle Abnormitäten oder Hemmungen, die ihnen unbewußt sind und, durch das Bedürfnis nach Erklärung, dann sekundär durch Schein-Gründe ersetzt werden, welche natürlich auch oft ein Stückchen Richtiges, praktisch Mitspielendes enthalten. Wenn Jemand behauptet, ledig geblieben zu sein, weil er zu spät Anerkennung oder Geldmittel erlangt habe, so steht dem gegenüber, daß eine Reihe von Menschen heiratet, ehe sie Anerkennung und Geld erreicht haben. Die Frage bleibt: welche seelischen Gründe sind es, die den Einen verzichten lassen und den Andern nicht?

Daß die produktiven Menschen, besonders die Philosophen, sehr oft nicht verheiratet oder in der Ehe unglücklich sind, daß Dichter und Künstler auch ihren Anteil hier haben, ist bekannt. Psychoanalytische Arbeiten haben hiezu Aufklärung

gebracht.[1] Jene Beglücker der Menschheit sind selbst oft sehr unglücklich; auch Brahms war es, wie wir eingangs gehört haben. Daß die Hemmungen seines Liebeslebens hauptsächlich dies verschuldet haben, haben wir hier zu erweisen.

Wir haben als eine Ursache dieser Hemmung die Fixierung an die Mutter hervorgehoben und wenden uns einer zweiten solchen Hemmung zu. Wir gehen aus von jenem Satze, den wir im Buch über Agathe von Siebold finden, und der so viel sagt: „Eine gewisse Angst vor dem zarten Geschlechte und der eigenen Schwäche schien Brahms nicht zu verlassen."

Wir kennen einen solchen Minderwertigkeitskomplex, der sich gerade auf das Sexuelle bezieht, gerade die eigene Männlichkeit anzweifelt; schüchtern und kleinmütig gegenüber dem weiblichen Geschlecht macht; Phantasien eingibt, dem höheren weiblichen Wesen und gar in der Dauerverbindung der Ehe nicht Genüge tun zu können. Wir nennen diesen Komplex „Kastrationskomplex" und verstehen darunter im wörtlichen Sinn die Feststellung oder Angst, körperlich kein (vollkommener) Mann zu sein, hervorgerufen durch kindliche Eindrücke, Selbstvorwürfe u. dgl. Das Ausbleiben beruhigender sexueller Aufklärung unterstützt diesen Irrweg. Auch hier kann das Tiefste dunkel und unbewußt bleiben, aber durch anderen Kleinmut sich verraten. Unsicherheit aus anderen Wurzeln kann dazu kommen, wie bei Brahms die ursprüngliche Armut, das rasche Berühmtwerden, dem die gesellschaftliche Gewandtheit nicht gleich rasch folgte u. dergl. mehr.

Wir erinnern an die „allzulang gehemmte künstlerische Anerkennung", die Brahms am Heiraten gehindert haben soll; seine Angst vor einer Gattin, wenn er Mißerfolge nachhause brächte; sein gleichzeitiges Abschwören von Oper und Ehe.

---

[1]) Freud „Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens: Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens". Ges. Schriften, Bd. V. — Hitschmann „Verhütung und Heilung von Ehehemmungen", Verhandlungen des IV. Kongresses für Sexualreform, 1930. Vgl. auch Hitschmann „Gottfried Keller", Internat. psychoanalytischer Verlag 1919.

Auch der Scherz, er könne ein Mädchen, das ihm geneigt sei nicht heiraten, weil sie damit einen schlechten Geschmack beweise, gemahnt an Mißtrauen zu sich selbst, zu seiner Erscheinung. Er gab nicht viel auf Äußeres, aber sein Haar trug er lang, und seinen Bart, das Zeichen der Männlichkeit, das auch die hohe Stimme wettmachte, als breiten Vollbart. Seine Figur war klein.

Einmal äußerte er: „Ich bin nie, oder ganz selten, zufrieden mit mir. Wohl nie behaglich, sondern wechselnd vergnügt oder finster gestimmt. Ich habe aber so wenig Lust und Anlage, über meinen Mangel an Genie und Geschick zu Anderen zu lamentieren, daß ich ganz von selbst immer anders aussehe."

Hier wäre manche finstere Stimmung zurückgeführt auf Zweifel an der eigenen Begabung; anderseits gibt es Anzeichen genug von hohem Selbstgefühl in dieser Hinsicht. Brahms war auffallend wenig duldsam gegen seine Zeitgenossen Liszt, Wagner und Bruckner. Besonders gegen Liszt war er von unnachgiebiger, fast gehässiger Aggressivität und unglaublicher Überreiztheit; selbst seine Urteile über Werke seiner Freunde waren kaustisch, scherzhaft ausweichend.

Gegen Wagner verhielt er sich skeptisch, gegen Bruckner feindselig mißverstehend. Bedenkt man noch die Schroffheiten gegen Freunde, so muß man sagen, daß Brahms seinen Aggressionstrieb nicht beherrschen konnte, daß er auch in dieser Richtung nicht ausgeglichen und harmonisch erscheint. „Brahms war in einem geheimen Winkel der Seele krank und mußte aus der eigenen Unruhe heraus andern wehtun" (Specht). Unbefriedigung und Unzufriedenheit läßt ihn gelegentlich jeden verletzen und wegstoßen: seine Aggression erinnert an in ihrer Entwicklung gestörte neurotische Charaktere, die nie über die Ambivalenz hinauskommen und auch in ihrer Liebesfähigkeit gehemmt sind. Sarkasmus und Ironie charakterisierten ihn.

Diese Aggressivität verursachte natürlich gelegentlich Schuldgefühle und Selbstvorwürfe.

Schüchtern und empfindlich, fand Brahms an der Gesellschaft von Kindern und Tieren mehr Gefallen und beglückte gerne Kinder

mit kleinen Geschenken. Für sich selbst bis auf Reisen bedürfnislos lebend, hatte er einiges Vermögen, und an Clara wie an Daniel Spitzer trat er mit dem Angebot größerer Geldgeschenke heran. Sein Testament, in dem er sein Vermögen der Gesellschaft der Musikfreunde hinterlassen wollte, war unfertig und nicht unterschrieben. Im Verhältnis zum Geld erscheint er nicht unbefangen. Geld, ja ein Freibillet hat er nie angenommen; er war ein Fanatiker der Aufrichtigkeit, der nie etwas anderes scheinen wollte als er war. Seine wenigen Fehler, sagt Eugenie Schumann, lagen an der Oberfläche. Unbekümmert trug er sie zur Schau, es der Welt überlassend, den leichten Schleier zu heben und darunter das Herz von lauterem Golde zu entdecken. Er schlug kein Rad, um eine Frau zu erobern, er warb um anderen Ruhm.

Auch in seiner Musik wird seine strenge Ehrlichkeit, seine Schlichtheit, seine Selbstbeherrschung erkannt.

Prof. Robert Lach sagt dazu:

„Solche Naturen werden nicht müde in der Arbeit, sich selbst zu bändigen, jeder Regung subjektiver Willkür, Laune und momentaner Gefühlsaufwallung, die sie als nur zufällig und daher als Störung ihrer sittlichen Freiheit... empfinden, in sich niederzuringen,... etwa wie man ein ungebärdiges Roß... bändigt."

In einem Aufsatz „Das Ethos bei Brahms"[1] führt Lach des weiteren aus:

„Als Romantiker und von den Romantikern freudig als einer der Ihrigen begrüßt, beginnt er seine Laufbahn; aber nur zu bald wird er sich der Gefahr der Romantik: des haltlosen Zerfließens in haltlose Gefühlsüberschwänglichkeit und träumerhafte Schwärmerei, bewußt und mit jener unerbittlich strengen Ehrlichkeit und Offenheit, wie sie als unendliche Schlichtheit, Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit bis zur schärfsten Schroffheit aus seinem ganzen Leben und Schaffen spricht, ... wendet er sich der strengeren Gebundenheit der Wiener Klassiker zu.

---

[1]) In „Der Auftakt", 1922.

Aber immer schärfer und strenger wird seine Selbstzucht, immer härter, schroffer und unbeugsamer die Forderung der Eindämmung des eigenen Ich, ... er wendet sich der Kunst eines Johann Seb. Bach und der großen niederländischen Kontrapunktiker, der Polyphonie des 16. Jahrhunderts, zu ... es steigert sich der von Anfang an vorhandene Trieb zur Schlichtheit, Ehrlichkeit und schmucklosen Aufrichtigkeit zu fast asketischer Enthaltsamkeit in der Verwendung der künstlerischen Ausdrucksmittel: der Gedanke, das Erlebnis, und nur der Gedanke, nur das Erlebnis allein, und diese nur mit dem absolut notwendigen Minimum an Ausdrucksmitteln dargestellt, ist nun der einzige Zweck seines Kunstwerkes, der Zweck, vor dem alles andere: sinnliche Schönheit des Klanges, Glanz des Kolorits u. dgl. als nur äußerlicher Aufputz ... zurücktreten müssen."

Ferner spricht Lach von „den unerbittlich, ohne jede Rücksicht auf die Herbheit, Härte und Schroffheit der daraus entstehenden Harmonien, gegeneinanderprallenden, knirschenden Kontrapunkten mit ihren trotzig den Kopf zurückwerfenden Synkopen und alla Lombardafiguren, von den unnachgiebig mit zermalmender Wucht einherschreitenden Bässen, der Spitzfindigkeit und Stachlichkeit seiner Rythmen, der zähen, unerbittlichen und unnachsichtigen Logik seiner thematischen Verarbeitung".

* * *

Wir wollen nun Brahms' Lebensgang zusammenfassen. Der höchst rechtschaffene, muntere und strebsame Vater gewann entscheidenden Einfluß. Er mußte mehr repräsentieren als einen Durchschnittsmusikanten, er mußte irgendwie nach oben, nach höher weisen, etwas Leidenschaft aufweisen. Sonst kommt auch der Sohn nicht über den Alltag hinaus. Vater Brahms ist „aus reiner Leidenschaft zur Musik zweimal dem elterlichen Hause entlaufen" und hat dem Sohn die höhere Ausbildung angewiesen.

Musik wurde denn der Kern des Lebens des Sohnes, der wesentliche Inhalt seines Strebens. Sie füllte zunächst die Tage durch Studium aus, sie bot aber auch eine Sprache zum heim-

lichen Ausdruck von Gefühlen dar, schenkte die narzißtische Befriedigung des Schaffens, brachte bald den Beifall der Umwelt.

Vater und Mutter sind aber auch die moralischen Vorbilder, sie haben sicherlich zu seinem strengen Überich Pate gestanden; das Moralische verstand sich für Brahms stets von selbst. Die Musik, der Ernst, das Streben werden in diesem Leben die Grundsäulen sein, für Frauenliebe wird zunächst nicht viel Platz sein. In Matrosenkneipen hat man manche rücksichtslose Aufklärung erfahren; man hält sich selbst aber rein für seine höheren Ziele. Auch der Vater kann kein schönheitsdurstiger Erotiker gewesen sein, sonst hätte er nicht die um siebzehn Jahre ältere, hinkende Frau geheiratet. Überdies war das Milieu ein sorgenvolles, von Armut verdüstertes. „So schwer wie ich", sagte Brahms später über seine Jugend, „hat es nicht leicht jemand gehabt."

Wir haben keine Nachricht, ob das Söhnchen ursprünglich vielleicht widerwillig Musik betreiben mußte; wahrscheinlicher ist, daß ihm Vaters Baßgeigenspiel gleich gefiel, daß es zum Gegenstand der Bewunderung wurde, daß die Identifikation mit dem Vater, das Mann werden wollen, auch die Musik einbezog.

Damit hatte die im Haushalt aufgehende Mutter nichts zu schaffen. Aber als zärtliche, gütige und fromme Frau, übertrug sie dieses ihr Wesen; besonders die Güte und Freundlichkeit zu Kindern zeigte der Sohn zeitlebens, ebenso zu Tieren. Diesen beiden Arten von Lebewesen gegenüber ist Zärtlichkeit harmloser als bei Menschen, und Befangene ziehen gern ihre Gesellschaft der menschlichen vor. Mutter Brahms war nur Hausfrau und Mutter, lebte den Kindern, war kränklich, die Schwächere gegen den weltlich beschäftigten Vater. Der Sohn, vielleicht den Geschwistern mütterlicherseits vorgezogen, sog dieses Bild der nährenden, helfenden, lenkenden Mutter ein; unter dem Bilde der Hausmutter sollte ihm später die Frau begegnen, die — welche Bereicherung der Muttergestalt! — auch im Musikalischen nähren, helfen und lenken konnte: sie war für immer seine Egeria. Was vielleicht einmal da war von Auflehnung oder Kritik an den Eltern, es wurde harmonisch überwunden;

Brahms war zeitlebens ein anhängliches und opfervolles Kind voll Pietät.

Der Inhalt seines Lebens war das musikalische Schaffen, das Bewußtsein des Könnens, des Berufenseins, der Aufbau architektonischer Gebilde von wohllautenden Tönen. „Wenn mir eine hübsche Melodie einfällt, ist mir das lieber als ein Leopolds-Orden, und wenn sie gar eine Symphonie gelingen ließe, ist mir dies noch lieber als alle Ehrenbürgerrechte.“ (Brahms.)

Zu diesen Zielen lernte er früh die Einsamkeit, die Ungestörtheit schätzen, sowie das Horchen in sich hinein. Gesellschaft störte, daher auch die Ehe eine Gefahr bedeutete; an liebe Menschen dachte es sich besser. Ihre Gestalten und die Gefühle für sie mischten sich unter die musikwerdenden Tagträume. Auf einsamen eiligen Spaziergängen ließ sich am besten arbeiten. Das Komponieren am Klavier wurde oft zur Orgie erschütternder Gefühle, die der Tondichter narzißtisch genoß.

Aus armem Hause stammend hatte Brahms Gewandtheit des Umganges nie gelernt, auch nichts von eleganten Kleidern gesehen; man blieb unsicher und schüchtern. Immer reinlich, beileibe kein Geck, aber Brahms wirkte doch immer wie einer, „der sich mit Kernseife am Brunnen wäscht“ (Specht). Er wirkte schon als junger Mann nicht einheitlich, so daß Rubinstein von ihm folgendes Bild entwarf: „für den Salon ist er nicht gewandt, für den Konzertsaal nicht temperamentvoll, fürs Land nicht primitiv, für die Stadt nicht abgeschliffen genug.“

Einen eigenartigen Kleinmut zeigte Brahms gegen Damen; er war kein Eroberer, er warb nicht. Einmal war er sehr verliebt in ein Mädchen, kam ihr so nahe, daß sie sogar schmale Ringlein tauschten. Aber als man ihn aufforderte, sich zu erklären, entwand er sich trotz eingestandener Liebe mit dem Geständnis, er könne keine Fesseln tragen. Andern Mädchen aus der Gesellschaft gegenüber verriet er oft Gefallen, aber er schien unentschlossen und war um wenig überzeugende Gegengründe nie verlegen. Übrigens kamen nur Sängerinnen in näheren Betracht. Der Mut zur Ehe war so wenig da, wie das Selbstzutrauen, eine Oper zu komponieren. Aber eine Sehn-

sucht nach Weib und Kind war da, und die Enttäuschung über das Hagestolztum kam später oft zu tragischem oder verhüllend sarkastischem Ausdruck. Die zärtliche Frauenliebe blieb unbefriedigt, hier war ewige Sehnsucht und Resignation sein Schicksal. Bändigung zur Ruhe und Harmonie hören denn auch die Kenner aus seiner Musik heraus.

Das tiefere Minderwertigkeitsgefühl blieb unbewußt, Brahms schob die langsame Karriere, vielleicht auch die Kleinheit und Kurzsichtigkeit in den Vordergrund. Als Sexualobjekte kamen nur die einfachen Mädchen aus dem Volke in Betracht, die man bezahlen kann für ihren Liebesdienst.

Aber eine Frau begleitet sein ganzes Leben, seit er sie mit 20 Jahren getroffen hat. Es ist Clara Schumann, die große Künstlerin, die Tochter jenes harten Lehrmeisters Wieck, die Witwe Robert Schumanns, um den sie Jahre lang gekämpft hatte und mit dem sie Jahre ungetrübten Eheglücks verbracht hatte. Brahms verehrt sie zunächst als Gattin seines Gönners, des Schöpfers seiner Existenz, als größte Kennerin und Beraterin in musicis, und verliebt sich in die gütige, ihn wie einen göttlich begabten Sohn bevorzugende Frau und Mutter. In ihrer Nähe, als Schumann geistig und bald auch körperlich stirbt, ihr Berater, Helfer, Tröster und Gesellschafter — fällt er dann in einen Zustand, der nichts mehr von seiner echten Verliebtheit verbergen kann, soweit wir aus den Briefen dieser Zeit ersehen. Es ist seine ‚Wertherzeit‘, besonders fruchtbare Arbeit krönt sie.

Die 14 Jahre ältere, sieben Kinder versorgende, zum Erwerb gezwungene, in allen Ländern herumziehende Virtuosin erwirbt Weltruhm, gehört nicht ihm, außer als treue und durch die Kunst innigverstehende Freundin. Diese Freundschaft erfüllt sein Leben; Clara ist die Interpretin seiner Werke, er schätzt ihr Urteil, lebt all die freudigen und leider überwiegend schmerzlichen Ereignisse mit ihren Kindern mit. Man küßt sich beim Gehen und Kommen und betont trotz manchen Konfliktes immer wieder gegenseitige Treue. Sie ist der „einzige Mensch“, kann er von Clara sagen: „den ich wirklich geliebt habe“. Es

war ein eigenartiger Zustand der Gebundenheit an ‚eine Mutter', eine seelisch Geliebte, eine Schwester in der Kunst — mit einer ohne Selbstmord überstandenen Wertherzeit.

Diese Seelengemeinschaft war einzig, denn das Spiel mit der Neigung zu der viel jüngeren Elisabet von Herzogenberg ist nur ein schwaches Abbild aus ähnlichen Wurzeln.

Brahms war kein glücklicher Mensch und wir glauben nun die Ursache zu kennen. Er war in seinem Liebesleben gehemmt, konnte nicht an einem edlen Frauenherzen Befriedigung fiuden. Trotz aller Sehnsucht blieb er unbeweibt, ging eigentlich ohne erfüllte Frauenliebe durchs Leben; sein Schicksal war innere Einsamkeit, trotz seines Sinnes für heitere Geselligkeit, besonders die männliche Abendrunde mit Tabak und Alkohol. Wir wundern uns nicht, wenn Sehnsucht und Schmerz auch aus seiner Musik erklingt. Er scheint im Schmerz geschwelgt zu haben, vielleicht war ihm Leid erwünscht als Antrieb zum Schaffen, das dann Ersatz wurde für das Geliebtsein. Das Schicksalslied und die Rhapsodie handeln von Fatum, Getriebenwerden und von Unverstandenbleiben. Er war immer leicht gerührt. Wir verstehen besser seine Launen, seine Schroffheiten, seine Aggression in Spott und Necken, wenn wir nun verstehen, wie halb sein Leben blieb, um sein Schaffen ganz zu machen.

„Die befriedigte Sehnsucht, das gestillte Verlangen, der erfüllte Wunsch", meint Kalbeck, „sind selten ein dankenswertes Geschenk für den Künstler, dessen Werke von dem ewig Unerreichbaren leben und singen, und das grausam gescholtene Schicksal meint es besser mit ihm, wenn es ihm versagt, was es dem geringsten Sterblichen meist so bereitwillig gewährt."

„Es gibt Lebewesen in der Natur", sagt Walter Muschg von den Künstlern und Dichtern, „die in Reaktion auf einen Defekt, einen schmerzhaften Eingriff in ihren Organismen Perlen produzieren . . . In der Menschenwelt leben ähnliche rätselhafte Geschöpfe, die eine gramvolle Störung ihrer Existenz mit der Bildung von Schönheit erwidern."

Literatur:

Kalbeck Max: „Johannes Brahms". Verlag Deutsche Brahms-Gesellsch., Berlin, 1910.

Ernest Gustav: „Johannes Brahms". Verlag Deutsche Brahms-Gesellsch., Berlin, 1930.

Schumann Eugenie: „Erinnerungen". Engelhorns Nfg., Stuttgart, 1925.

Michelmann Emil: „Agathe von Siebold, Joh. Brahms Jugendliebe". L. Häntschel, Göttingen, 1930.

Niemann Walter: „Brahms". Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart—Berlin, 1922.

Specht Richard: „Johannes Brahms, Leben und Werk eines deutschen Meisters". Avalunverlag, Hellerau.

Schumann Clara—Johannes Brahms Briefe a. d. Jahren 1853—1896. Hgg. v. Berthold Litzmann (Brahms-Gesellsch.).

„Johannes Brahms im Briefwechsel mit Heinrich und Elisabet von Herzogenberg". Hgg. v. Max Kalbeck. (Brahms-Gesellsch.)

Jenner Gustav: „Johannes Brahms als Mensch, Lehrer und Künstler." N. G. Elwert, Marburg a. d. Lahn. 2. Aufl., 1930.

Obphüls G.: „Erinnerungen an Johannes Brahms". (Deutsche Brahms-Gesellsch., 1921.)

Litzmann Berthold: „Clara Schumann. Ein Künstlerleben. Nach Tagebüchern und Briefen". Breitkopf u. Härtel, Leipzig, 2. Aufl., 1909.

Zur Psychologie des Zynikers

Von

Edmund Bergler

(Fortsetzung und Schluß)

15) Der präventive Zyniker

In Freuds „Witz und seine Beziehungen zum Unbewußten“ wird der Ausspruch eines alten Gelehrten zitiert, dem mitgeteilt wird, er sei eben Vater geworden und darauf folgende sonderbare Antwort erteilt: „Was doch Menschenhände alles zustande bringen.“ Dieser Ausspruch ist das Prototyp des präventiven Zynismus. Statt abzuwarten, bis sich die anderen[1] über ihn lustig machen und seine Vaterschaft bezweifelt wird, verhöhnt er selbst seine supponierte Impotenz, den eventuellen Modus der *immissio seminis* und die vermuteten manuellen Praktiken. Zugleich ist ein Angriff gegen die Potenz der anderen darin enthalten.

In dieselbe Gruppe gehören manche Lamentationen Heines auf seinem Krankenlager. (Z. B. das bekannte Gedicht: „Worte, Worte, keine Taten ...“)

Es gibt Übergänge zwischen dem präventiven Zynismus und dem Humor, und doch sind der Ausspruch des Gelehrten und Heines Worte Zynismen, weil sie aggressiv gegen Zweifler, resp. die Geliebte sind, nach dem Motto „Der Angriff ist die beste Parade“.

16) Zynismen als Abwehr des Lächerlichseins

Ein alter Mann, der Jahrzehnte lang u. a. aus unbewußtem psychischen Masochismus einen Liebhaber der Frau halb offiziell geduldet hatte, wird in einer Gesellschaft in taktloser und brutaler Art, scheinbar harmlos nach dem Befinden eben jenes

---

1) Etwa folgender Witz: Die erste Ehe eines Mannes wurde wegen seiner Impotenz geschieden. Er ging eine zweite Ehe ein. Der Ehe entsprossen Kinder und der Mann prahlte mit ihnen. „Ich habe niemals bezweifelt, daß Ihre erste Frau hätte Mutter werden können“, sagte ihm ein Freund.

Liebhabers gefragt. Nach einigen Sekunden des Schweigens antwortet der Greis sehr ruhig, er stehe jetzt mit dem Mann lediglich durch die Zeitung in Verbindung. „Ich schaue täglich nach, ob seine Parte in der Zeitung zu lesen ist."

Gewiß ergeben sich bei dieser Form des Zynismus Übergänge zum vorher besprochenen präventiven Zynismus. Der Unterschied liegt darin, daß beim präventiven Zynismus das Schwergewicht auf der scheinbaren Selbstverhöhnung liegt, während hier der Haß gegen den Gegner deutlich hervortritt.

17) Zyniker aus dem Gefühl erlittenen Unrechts

Freud[1] hat darauf aufmerksam gemacht, daß manche Menschen aus dem Gefühl des erlittenen Unrechts, die Berechtigung zu Taten ableiten, die ihnen sonst ihr Über-Ich verbieten würde, und sich als „Ausnahmen" betrachten. Das Über-Ich wird offenbar durch erlittenes Leiden kaptiviert. In Shakespeares Richard III. sagt Gloster, der spätere König:

„Doch ich, zu Possenspielen nicht gemacht,
Noch um zu buhlen mit verliebten Spiegeln;
Ich, roh'geprägt, entblößt von Liebes-Majestät
Vor leicht sich dreh'nden Nymphen sich zu brüsten;
Ich, um dies schöne Ebenmaß verkürzt,
Von der Natur um Bildung falsch betrogen,
Entstellt, verwahrlost, vor der Zeit gesandt
In diese Welt des Atmens, halb kaum fertig
Gemacht, und zwar so lahm und ungeziemend,
Daß Hunde bellen, hink' ich wo vorbei;
Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen diese fein beredten Tage,
Bin ich gewillt ein Bösewicht zu werden
Und Feind den eitlen Freuden dieser Tage."

In weiterer Folge gehören die meisten Zyniker aus unbewußter Rache in diese Gruppe.

18) Zyniker in der Situation „Alles verloren"

Es gibt Situationen, in denen der Mensch seine Situation für verloren hält, wodurch ein Stück Hemmungsfreiheit ent-

1) Freud, Ges. Schriften, Band X, Seite 288 „Die Ausnahmen" (einige Charaktertypen aus der Psychoanalytischen Arbeit).

steht. Der für die übliche Heuchelei verwendete Besetzungsaufwand ist überflüssig geworden und äußert sich in Lust: Der zum Galgen geführte Dienstmädchenmörder Schenk rief seinen Richtern pausenlos das „Götzzitat" zu. Oder: Der Wiener Doppelmörder Zadrazil beschwerte sich beim Vorsitzenden des Gerichthofes am Ende des zweiten Verhandlungstages (6. Juli 1932), daß er nicht schlafen könne, weil das Licht in seiner Zelle brennt:

Ein Geschworener: „Sind es nicht die Gewissensbisse?"
Angeklagter: „Nein, nur Augenbrennen."

Zadrazil hatte Vorstrafen in der Höhe von 9 Jahren, war des Doppelmordes überführt und wußte, daß ihm das Höchstausmaß der zulässigen Strafe zudiktiert werden würde: lebenslänglicher Kerker.

Derselbe Zadrazil antwortete auf die Frage, wie er es über sich gebracht habe, zwei von ihm schwer verletzte Frauen im Keller einer unbewohnten Villa liegen zu lassen:

Angeklagter: „Die Automobilisten überfahren auch manchmal einen und lassen ihn liegen, ohne ihm zu helfen."
Staatsanwalt (schreiend): „Das sind ja Schweinehunde."

Im Literarischen gehört etwa Heines „Testament" in diese Gruppe.

19) Der hinterhältige Zyniker (Typus Urias)

Im alten Testament wird erzählt (II. Saul 11), daß König David mit der Frau des Urias, namens Bethseba, sexuelle Beziehungen anknüpfte. Da ihm der Ehemann unbequem war, schickte er ihn zu den im Felde stehenden Truppen mit einem Brief an den Oberbefehlhaber Joab, mit dem Auftrage, Urias aus dem Wege zu räumen.

Ähnliches lesen wir bei Heine, „König David":

Sterbend spricht zu Salomo
König David: Apropos
Daß ich Joab Dir empfehle,
Einen meiner Generäle.

Dieser tapfre General
Ist seit Jahren mir fatal
Doch ich wagte den Verhaßten,
Niemals ernstlich anzutasten.

Du mein Sohn, bist fromm und klug,
Gottesfürchtig, stark genug,
Und es wird Dir leicht gelingen,
Jenen Joab umzubringen.

Für diesen Typus ist charakteristisch, daß der Gedanke an die Verblüffung und Verzweiflung des Geschädigten im Augenblick für die nichtgetane Tat entschädigt.

Ein zwangsneurotischer Patient schrieb in der Phantasie ellenlange Briefe an seine vermeintlichen Feinde folgenden Inhalts:

„Sehr geehrter Herr Trotteldreck!

Ich erlaube mir, Ihnen höflichst und untertänigst mitzuteilen, daß Sie ein ganz gemeiner Hundsschweinkerl sind.

Oder: Ich lade Sie hiermit mit untertänigster Demut höflichst ein, mich freundlichst in den Arsch zu lecken.

Oder: Ich erlaube mir hiermit Ihnen alleruntertänigst zu meinem größten Bedauern mitzuteilen, daß ich Ihnen morgen mit Hilfe einer Kopfabschneidemaschine den Kopf abschneiden werde.

Oder: Ich ersuche Sie hiermit mit ergebener Freundlichkeit Ihren Leckarsch-Sekretär zwecks Leckarschung allereiligst zu mir zu senden."

Mit besonderer Freude malte sich der Patient die entsetzten und verblüfften Gesichter seiner Feinde beim Erhalt dieser Briefe aus. Großes Gewicht legte er auf die „kalte Grausamkeit gepaart mit äußerster Höflichkeit". Sein Motto war das eines Bismarckschen Ausspruches: „Höflichkeit bis zur letzten Galgensprosse."

20) Gedankenzyniker

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß manche Zynismen scheinbar kein Publikum brauchen, unausgesprochen bleiben und doch die gleiche Lust gewähren, wie die ausgesprochenen. Es mag dies für den ersten Moment als Widerspruch zum „zynischen Mechanismus" erscheinen. In Wirklichkeit erklärt sich

diese Tatsache daraus, daß das Publikum phantasiert wird. Es handelt sich entweder um schwer gehemmte Menschen (Zwangsneurotiker), oder um Menschen, deren Realitätsanpassung eine noch so gute ist, daß sie sich scheuen, ihre Zynismen offen auszusprechen. Ein Beispiel: Der Wiener Frauenmörder Laudenbach beschäftigte sich schon längere Zeit vor der Ausführung seiner Mordtaten mit dem Gedanken, auf welche Weise er die zu beraubenden Frauen wegschaffen könnte. U. a. kam er auf den Gedanken, die Frauen in einer Faschiermaschine zu zerkleinern und dann abzutransportieren. In der Verhandlung vor dem Schwurgericht (24. Juli 1932) sah das folgendermaßen aus:

Ein Höhepunkt des Zeugenverhörs bedeutete die Vernehmung des Kaufmannes Jacques Ratz. Er betreibt ein Geschäft mit Haus- und Küchengeräten und Eisenwaren.

Zeuge: Anfangs Februar kam ein Mann ins Lokal. Er fragte mich, ob ich Maschinen führe. Ich fragte ihn, welche Art von Maschinen er meinte. Er wollte eine Fleischmaschine.

Vorsitzender: Also eine Faschiermaschine.

Zeuge: Ich zeigte ihm das Modell Nr. 5. Er lächelte und sagte, die ist viel zu klein. Nun schlug ich den Katalog auf und zeigte ihm eine Abbildung der Type 22, die etwa 40 Schilling kostet. Der Fremde erkundigte sich nach der Stundengeschwindigkeit, und ich erklärte ihm, daß sie sechs bis sieben Kilogramm per Stunde bewältigt. „Wozu brauchen Sie das?“ fragte ich ihn. „Was interessiert Sie das?“ antwortete er mir. Und dann erzählte er, er sei vom Tierschutzverein oder Tierschutzspital, daran kann ich mich nicht erinnern, es gäbe dort Tiere, die unheilbar seien, denen gibt man etwas ein, und da gehen sie ein. Gewisse Fleischteile von ihnen werden dann faschiert und den anderen Tieren als Futter vorgeworfen. Man habe dort etwa 150 bis 200 Kilogramm täglich zu faschieren. Nun zeigte ich ihm die Type 38 und sagte ihm, daß sie hoch über 100 Schilling koste. Er war ganz entzückt und glückstrahlend, als ich ihm sagte, daß diese Maschine eine Stundengeschwindigkeit von 60 bis 70 Kilogramm hat. Nun fragte der Unbekannte: „Gehen da auch Knochen durch? — Nein sagte ich, da brauchen Sie extra eine Knochenmaschine. Der Fremde machte mir den Vorschlag, falls die Fleischmaschine der Direktion nicht passe, so so werde er sie tadellos gereinigt zurückstellen, ich soll der

Fabrik sagen, die Kunde sei nicht gekommen, so daß ich kein Risiko habe. Die Knochenmühle werde er dann fix nehmen.

Laudenbach: Von dem allen weiß ich nicht ein Wort. Auf alle Fälle irrt er sich. Wohin hätte ich denn die Maschine bringen wollen? In die Wohnung? Wozu sie brauchen?

Ein Geschworner: Zum Faschieren! (Aus dem Gerichtssaalbericht einer Tageszeitung.)

21) Zynismus als Denkmöglichkeit

Man erkennt diesen Typus an einer sonderbaren Diktion. Die Sätze beginnen etwa folgendermaßen: „Wollte man boshaft sein, könnte man behaupten ...“ Oder: „Ein Zyniker würde sagen ...“ Oder: „Sie werden wieder annehmen ...“ Es handelt sich um Vorsichtsmaßregeln aus Angstschutz, gemeint ist immer das, was „man“ sagen könnte. Ähnlich hat die Kirche die Ketzer niemals selbst justifiziert, sondern sie „bloß“ dem weltlichen Gericht übergeben.

22) Metier-Zyniker

Es ist die an und für sich befremdliche Tatsache zu konstatieren, daß Angehörige ausnahmslos jedes Berufes über den eigenen Beruf zeitweise Zynismus aussagen. Dieser Metier-Zynismus hat folgende Ursache:

Es handelt sich um eine unbewußte höhnende Aggression gegen diejenige Autorität, mit der die Betreffenden sich bei der Ausübung ihres Berufes unbewußt identifizieren. (Meister, Vordermann, akademischer Lehrer, etc.)

Als harmlosestes Beispiel sei das des Direktors Bordenave in Zolas „Nana“ genannt[1]:

„Hektor besah sich den Mann mit großer Aufmerksamkeit. Das also war Bordenave der große Weiberverführer, der mit ihnen wie ein Galeerensklavenwächter umging, der Mann, dessen Gehirn fortwährend über irgend eine Reklame brütet; der Mann, der jetzt schreit, spuckt, sich mit den Händen auf die Schenkel schlägt, der Zyniker mit dem Geist eines Gendarmen.

1) Emile Zola „Nana“ (Die Rougon-Macquart), Band IX. Harz-Verlag.

Hektor glaubte, etwas angenehmes sagen zu müssen.
„Ihr Theater . . . begann er mit sanfter Stimme.
Bordenave unterbrach ihn und entgegnete in dem rauhen Tone eines Mannes, der gewohnt ist, frei von der Leber wegzureden: Sagen Sie lieber: Mein Bordell . . .“

23) Zynismus der Auguren

Bekannt ist die Sage, daß, wenn zwei Auguren einander in Rom begegneten, sie einander zulächelten. Jede Gesellschaft hat in irgend welchen Formen einen Ausschank von Illusionen, von denen manche konzessioniert sind, manche aber auf eigene Faust arbeiten. Letzten Endes bleibt den Leuten, die die Illusionen verschleissen, nichts anderes übrig, als zynisch zu werden, oder sich sehr ernst zu nehmen als „Stützen der Gesellschaft“.

So erklärt sich z. B. ein Jugendausspruch Hermann Bahrs: „Der dramatische Schriftsteller muß sich genau so dumm stellen, wie sein Publikum wirklich ist, damit das Publikum glauben kann, es sei genau so klug, wie der Dichter . . .“

24) Zyniker „aus Freude an der eigenen Schäbigkeit“.

Das Wort „Freude an der eigenen Schäbigkeit“ (von K. Kraus geprägt) meint in diesem Zusammenhang etwa folgenden Typus:

In Kästners „Geschichte eines Moralisten“ [1] wird ein Redakteur geschildert, dem mitgeteilt wird, daß fünf Zeilen auf der ersten Seite des Blattes noch zu füllen sind. Er fabriziert hierauf folgende Nachricht:

„In Kalkutta fanden Straßenkämpfe zwischen Mohammedanern und Indus statt. Es gab, obwohl die Polizei der Situation sehr bald Herr wurde, 14 Tote und 22 Verletzte. Die Ruhe ist vollkommen wieder hergestellt.“

„Aber in Kalkutta haben gar keine Unruhen stattgefunden“, entgegnete Irgang widerstrebend. Dann senkte er den Kopf und meinte fassungslos: „Vierzehn Tote.“

---

1) Erich Kästner „Fabian“ (Die Geschichte eines Moralisten), Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1931.

„Die Unruhen haben nicht stattgefunden?“ sagte Münzer entrüstet. „Wollen Sie mir das erstmal beweisen. In Kalkutta finden immer Unruhen statt. Sollen wir vielleicht mitteilen, im Stillen Ozean sei die Seeschlange wieder aufgetaucht? Merken Sie sich folgendes; Meldungen, deren Unwahrheit nicht, oder erst nach Wochen festgestellt werden kann, sind wahr. (Seite 35.)

Einige Seiten später heißt es: (Seite 37)

„Sie dürfen ihm nichts übel nehmen“, sagte der Handelsredakteur zu Fabian. „Er ist seit zwanzig Jahren Journalist und glaubt bereits, was er lügt. Über seinem Gewissen liegen zehn weiche Betten und oben drauf schläft Herr Münzer den Schlaf des Ungerechten.

„Sie mißbilligen die Indolenz Ihres Kollegen“, fragte Fabian Herrn Mallny. „Was tun Sie außerdem?“

Der Handelsredakteur lächelte, freilich nur mit dem Mund. „Ich lüge auch“, erwiderte er, „aber ich weiß es. Ich weiß, daß das System falsch ist. Bei uns in der Wirtschaft sieht das ein Blinder. Aber ich diene dem falschen System mit Hingabe. Denn im Rahmen des falschen System, dem ich mein bescheidenes Talent zur Verfügung stelle, sind die falschen Maßnahmen naturgemäß richtig und die richtigen sind begreiflicherweise falsch. Ich bin ein Anhänger der eisernen Konsequenz und ich bin außerdem . . .

„Ein Zyniker“ warf Münzer ein, ohne aufzublicken.

(Seite 42) Münzer saß auf dem Sofa und weinte plötzlich.

„Ich bin ein Schwein“, murmelte er.

Auch dieses Hervorheben der eigenen Niedertracht ist eine Captatio benevolentiae an die Adresse des eigenen Ueber-Ichs. Es ist, als hoffte man Verzeihung, nachdem man sich selbst bestraft hat durch Erniedrigung und Verhöhnung. Zugleich wird ein weiteres Moment zur Strafmilderung in den Vordergrund gerückt: Die Schwierigkeiten des Berufes. Ist es der Beruf, der „schlecht“ macht, ist man ja selbst schuldloser. Diese intrapsychische Argumentation sieht aus wie eine Verhandlung vor einem weltlichen Gericht. Nicht mit Unrecht versprach sich einer meiner Patienten, ein junger Rechtsanwalt, regelmäßig, wenn er das Wort Über-Ich aus-

sprechen sollte. Er sagte, in Anlehnung an das Oberlandesgericht: Ober-Ich.

25) Sentimental-pathetische Zyniker.

Es sind dies Pathetiker, die über die Ungerechtigkeit der besten aller Welten empört sind [1], Sentimentale, die sich ihres inneren Gefühls schämen und ungemünzt in Form des Zynismus — als Distanzierungsmittel — vorbringen. Dieser Zynismus trägt aber das Zeichen *„made in sentiments“* in seiner ganzen Art: Er ist dem Weinen näher als dem Lachen.

Zum Beispiel:

H. Heine: Lumpentum

Die reichen Leute, die gewinnt
Man nur durch platte Schmeichelein —
Das Geld ist platt, mein liebes Kind,
Und will auch platt geschmeichelt sein.

Das Weihrauchfaß, das schwinge keck
Vor jedem göttlich goldnen Kalb,
Bet' an den Staub, bet' an den Dreck,
Vor allem aber lob' nicht halb.

Das Brot ist teuer dieses Jahr,
Jedoch die schönsten Worte hat
Man noch umsonst; Besinge gar
Mäcenas Hund, und friß Dich satt!

26) Zyniker a posteriori

Als Paradigma diene der Witz: Warum wollte Haman alle Juden an einem Tage umbringen lassen? Er wußte, daß der Plan mißlingen werde und die Juden zur Erinnerung an die Gefahr ein Fest einführen werden: Und zwei Tage als Feiertag hat ihnen Haman nicht gegönnt . . .

Ohne auf den Mechanismus dieses Witzes einzugehen, sei

---

1) Richtiger gesagt: Menschen, die ihre unerledigten Ödipuskonflikte auf die Welt im allgemeinen projizieren. Gemeint ist zu tiefst: „Warum lieben mich die Eltern nicht?“

hervorgehoben, daß *ex eventu* Gedanken in einen Menschen hineinprojiziert werden, die ihm gewiß ferne lagen. Zugleich wird dem überwundenen Feind ein Fußtritt versetzt, die ausgestandene Angst wird gefahrlos abreagiert und am Urheber gerächt[1].

In dieselbe Gruppe gehören auch Zynismen, die sich auf Institutionen beziehen, die anzugreifen heute relativ gefahrlos ist. Zum Beispiel folg. Zeitungsnachricht:

„Wenn Christus heute auf die Welt käme“
Eine Betrachtung von Lloyd George
Telegramm unseres Korrespondenten

London, 27. Juni 1931. Lloyd George sprach gestern in der Londoner Baptisten-Gemeinde, der er angehört, über das Thema: „Wenn Christus heute auf die Welt käme.“ Er sagte unter anderem: „Christus würde heute einen Geist des Hasses und des Mißtrauens nicht unter den Mohammedanern und Buddhisten, sondern unter den sogenannten christlichen Nationen vorfinden. Wäre er in unserer Zeit geboren, so könnte er nicht vor einem Herodes fliehen, denn seine Eltern müßten erst um einen Paß einkommen und an der Grenze des fremden Landes würde man ihm die Einreise verweigern, weil fremde Arbeiter unerwünscht sind, im Zimmermannsgewerbe Arbeitslosigkeit herrscht und die Familie nicht genügend Subventionsmittel vorweisen könnte.“

Vor einigen hundert Jahren wäre ein solcher Spötter in einem Autodafé verbrannt worden.

Als literarisches Beispiel der geschilderten Zynismusart sei ein Adam- und Eva-Roman von Erskine genannt[2].

27) Der Überbietungs-Zynismus

In der Polemik wird häufig, um den Gegner herabzusetzen, seine an und für sich schwer angreifbare Handlungsweise dadurch verkleinert, daß ihr eine andere entgegengesetzt wird etwa mit dem Motto: „Das ist noch gar nichts . . .“ Es gibt hiefür ein interessantes Beispiel aus einer Streitschrift gegen den Zynismus. In seinem Pamphlet: „*De morte Peregrini*“ wollte Lukian beweisen, daß der Flammentod des Peregrin nichts

1) In einer Schilderung von Krokodiljagden in Afrika las ich, daß die Eingeborenen das getötete Krokodil bösartig höhnen.

2) John Erskine „Adam und Eva“, Transmare-Verlag, Berlin.

Besonderes sei und nichts für die Ehrlichkeit der Zyniker aussage. Dabei verstieg er sich zu folgenden Überbietungszynismus:

> „Aber was für eine Ursache hat Peregrin in die Flammen zu springen? Wie? Beim Zeus! Einen Beweis abzulegen, daß er den Brahmanen an Standhaftigkeit nichts nachgibt ... Als ob es in Indien nicht ebensogut ruhmsüchtige Narren geben könnte als wie bei uns. Aber gut. Wenn das seine Meinung ist, so ahme er sie im Ernste nach. Denn, nach dem Berichte des Onesikritos, der den Kalanos sich verbrennen sah, springen die Brahmanen nicht in die Flammen hinein, sondern, wenn der Scheiterhaufen zu brennen anfängt, stellen sie sich ganz nahe unbeweglich hin und lassen sich eine Weile sengen, steigen dann hinauf, legen sich ruhig hin und verbrennen, ohne einen Augenblick zu zucken, oder das Geringste an ihrer Lage zu verändern. Was wird hingegen Protheus so Großes getan haben, wenn er gleich im Hineinspringen von der Gewalt der über ihn zusammenschlagenden Flammen erstickt wird?"

Man könnte auch sagen: auf fremde Kosten sei der Zyniker sehr großzügig.

28) Der wissenschaftliche Zynismus

Der Begriff ist recht vieldeutig und beinhaltet in der Öffentlichkeit den Vorwurf des Zynismus gegen:

a) schöpferische große Geister, die wissenschaftliches Neuland entdecken und dadurch notwendigerweise viele Illusionen zerstören.

b) Angstmeier, die sich mit ihrer Ambivalenz unter dem Schutze wissenschaftlicher Behauptungen herauswagen.

c) Aggressive Masochisten, die sich wahrer oder unwahrer wissenschaftlicher Behauptungen bedienen, um ihre Prügel (bildlich gesprochen) in der Außenwelt einzukassieren.

Von besonderer Bedeutung ist der erste Typus. Man denke an die Behauptung Freuds, die Menschheit hätte drei schwere narzißtische Kränkungen erlitten: Die Behauptungen Kopernikus, Darwins und Freuds. Es ist ohneweiteres klar, daß diese drei Genies mit ihren geistig weltumstürzenden Be-

hauptungen an und für sich **nichts** Zynisches gelehrt haben. Auch ist die Form, in der ihre Behauptungen vorgebracht wurden, durchaus unzynisch gewesen. Das Argument „Zynismus“ wird gegen die Analyse deshalb so häufig vorgebracht, weil die wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen **affektiven** Gegner gerne vom Sachlichen aufs Affektive rekurrieren, ähnlich wie gewisse Frauen, die, wenn ihnen die Argumente ausgehen, unfehlbar schreien: „Wie benimmst Du Dich ...“ Mit derselben Berechtigung, mit der die Behauptung vorgebracht wird, die Analyse sei zynisch, könnte gesagt werden, daß der **Röntgenapparat zynisch** sei. Die Wissenschaft ist eben keine Lebensversicherung für Illusionen.

29) Der profanierende Zyniker

Machtsituationen und Machtpositionen werden manchmal von den Trägern dieser Machtposten dazu verwendet, um die betreffenden Institutionen ad absurdum zu führen. Dies kann bewußt oder unbewußt vor sich gehen.

Rebellierende Bauern in den Südostprovinzen Rußlands haben in den Anfängen der Rätediktatur, um die Sowjets, die sie bekämpften, ad absusdum zu führen, einen Esel zum Bauernrat ernannt[1].

30) Der zwangneurotische Zyniker

Dieser Typus sei nur der Vollständigkeit halber genannt, da er in die Symptomatologie der Zwangsneurose gehört und in jedem Lehrbuch der Analyse zu finden ist. Die Zwangsneurose ist bekanntlich von unbewußtem Strafbedürfnis überflutet, der Beweis, daß die zwangsneurotischen Zynismen, die Rebellionen gegen den Vater darstellen, eine sadistische und Schuldgefühlsbasis haben, erübrigt sich. Bei keinem anderen Typus ist der „zynische Mechanismus“ in solcher Reinkultur studierbar, wie beim Zwangsneurotiker.

---

1) E. E. **Kisch** „Asien gründlich verändert“.

31) Der experimentierende Zyniker

In einer Novelle von Villiers[1] macht der Chirurg Armand Volpeau dem zum Tode verurteilten Arzt Doktor Edmond-Desir Couty de la Pommerais folgenden Vorschlag:

> „Nun denn, Herr de la Pommerais, im Namen der Wissenschaft, die uns beiden unendlich teurer ist und deren Märtyrer nicht zu zählen sind, spreche ich jetzt zu Ihnen . . . Wenn Ihr Gnadengesuch verworfen werden sollte, werden Sie als Arzt in der Lage sein, sich der peinlichsten Operation unterwerfen zu müssen, die es überhaupt gibt. Es würde eine unschätzbare Bereicherung des menschlichen Wissens bedeuten, wenn ein Mann wie Sie, in den Versuch willigen wollte, uns kurz nach der Exekution eine Mitteilung zukommen zu lassen . . . Der Henker wird so schnell wie möglich Ihren Kopf meinen Händen übergeben. Dann aber — das Experiment ist eben seiner Einfachheit wegen von so großer Bedeutung — werde ich Ihnen ins Ohr rufen. Herr de la Pommerais, eingedenk der zu ihren Lebzeiten zwischen uns getroffenen Verabredung, können Sie in diesem Augenblick dreimal das Lid Ihres rechten Auges aufheben und wieder senken, während Sie das andere Auge weit geöffnet haben . . ."

Es ist kein Zweifel, daß Übergänge zum ideologischen Zynismus gegeben sind: Der Mann experimentiert unter dem Schutze der wissenschaftlichen Ideologie, die ihn exkulpiert. Andererseits sind Verbindungsbrücken zum Zynismus nach dem Typus „Wertlosigkeit des Lebens des Anderen" gegeben.

32) Der propagandistische Zynismus

In jeder Gruppe, Partei, Gemeinschaft, werden Äußerungen der feindlichen Konkurrenzgruppe kolportiert, die die Niedrigkeit der Konkurrenzgesinnung aufzeigen sollen. Nun kann man gewiß nicht leichtgläubig genug sein, wenn menschliche Niedertracht zur Debatte steht. Geschichte und Realität beweisen, daß die Menschen wohl jeder Niedertracht fähig sind. Aber in solchen Fällen ist doch Vorsicht geboten, da es sich

---

1) Villiers de l'Isle-Adam „Das Geheimnis des Schaffots" Band I. der Gesamtausgabe (Grausame Geschichten) Seite 79.

um eine organisierte Massenpsychose handelt. Hinter der organisierten Hetze steckt dann meistens ein ideologischer Zyniker.

Manchmal handelt es sich auch um Projektionen eigener Wünsche. Der Gegner spielt dabei die Rolle des Teufels, also, wie Freud nachgewiesen hat, der abgewehrten eigenen, nach außen verlegten Einstellungen.

33) Sublimierter Zynismus

Gemeint ist vor allem die dichterische Sublimierung. Der Romancier oder Dramatiker schildert einen zynischen Menschen und projiziert Anteile der eigenen Persönlichkeit hinein. Durch den, dem Dichter eigenen Entsühnungsvorgang[1] — der im Mitschuldig-machen der Zuhörer und in der Exkulpierung durch sie besteht — entledigt sich der Dichter seines Schuldgefühls.

Ähnliches geschieht — *si parva licet componere magnis* — beim Nacherzählen zynischer Witze, mit dem ausdrücklichen Hinweis, der Witz stamme von jemandem anderen.

34) Die zynische „Verwechslung"

gehört zum beliebten Rüstzeug der Schriftsteller, stellt also eine Unterabteilung des sublimierten Zynismus dar: In einer Novelle von Maupassant[2] wird die Geschichte des Wachtmeisters Varajou geschildert, der seine Schwester in einer Kleinstadt besucht, sich langweilt und in ein Bordell gehen will. In seiner Ortsunkenntnis verirrt er sich und landet im Hause des Steueramtspräsidenten, von dem der Mann der Schwester, ein kleiner Steuerbeamter, abhängig ist, und spricht die dort zum Tee versammelten Damen in der Dirnensprache als Dirnen an.

35) Zyniker aus unbewußtem Strafbedürfnis

In jedem Zynismus steckt, wie früher aufgezeigt, ein unbe-

1) S. Arbeiten von Rank, Reik und Sachs.

2) Guy de Maupassant „Eine Abendgesellschaft", Ges. Werke Ullstein, Band V, Seite 336.

wußter Strafwunsch. Es gibt bekanntlich neben den Zwangsneurotikern eine Gruppe von Fällen, bei denen der Strafwunsch in aufdringlichster Form hervortritt: bei Fällen von Moral insanity.

Ein Patient, der wegen Moral insanity in Analyse war und u. a. Symptomen das der Kleptomanie hatte, brachte mir eines Tages als „Geschenk" ein Buch unter dem Titel „*Proverbia turpia et erotica*" und teilte mir zugleich mit, wo er es gestohlen hatte[1]. Noch stärker als die Verhöhnung war die Wiederholung des kindlichen Strafwunsches in der Übertragung. — Derselbe Patient lächelte, als ich für einen Angenblick das Ordinationszimmer wegen eines Telephonanrufes verlassen mußte, höhnisch. Auf meine Frage, was ihn so belustigte, meinte er, ich könnte mir denken, er hätte, während er allein war, ein Buch aus der Bibliothek gestohlen. Und visitieren könne ich ihn ja nicht. — Eine andere Patientin mit Zügen von Moral insanity, die sich wahllos Männern hingab, vor Jahren einen Selbstmordversuch gemacht hatte und offiziell wegen Frigidität in die Analyse kam, entschuldigte eines Tages ihr Zuspätkommen mit folgenden Worten: „Entschuldigen Sie die paar Minuten, aber mein Freund wollte unbedingt noch ein sechstes Mal verkehren. Ich komme nämlich direkt von ihm. (Nach einer Pause:) Ich habe ihm ohnehin gesagt, daß es zuspät werden wird. Aber ihm — denken Sie — war das wichtiger als die Analyse." Der Strafwunsch der Patientin ist klar. Dieselbe Patientin sagte einige Zeit später bei der Deutung ihrer aggressiven Männlichkeitswünsche: „Unsinn, ich will gar kein Mann sein, da kann man ja nicht vergewaltigt werden, und daß ist ja ohnehin noch das Schönste am Ganzen."

36) Zynismus als Beschwichtigungsmittel

In den ersten Tagen der französischen Revolution von 1789 schrie eine durch die Straßen marschierende Gruppe von Re-

---

1) Wie man derlei Zumutungen abwehrt und zugleich analysiert, gehört, da es sich um eine analytisch-technische Frage handelt, nicht hierher.

volutionären: „An die Laterne mit den Aristokraten" und packte den ersten besten Menschen, den sie für einen Aristokraten hielt, um ihn an die Laterne zu knüpfen. „Werdet Ihr deshalb heller sehen?", fragte der Delinquent gelassen. Der Witz wirkte, der Betreffende wurde laufen gelassen.

Es handelt sich um eine besondere Form der Ableitung der Aggression auf dem Wege des Zynismus.

37) Zynismus aus Geschlechtshaß

Man kann die unbewußte Abwehr des Mannes gegen die Frau und die der Frau gegen den Mann, wenn diese Abwehr höhere Grade erreicht, nach Strindberg Geschlechtshaß nennen. Simpler gesagt: Die Geschlechtsambivalenz. Diese bedient sich häufig der Zynismen. Es seien zwei Beispiele genannt: Eine arrivierte Ärztin von aggressiv-männlichem Typus, empfahl einer Patientin, da sich eine Behandlung durch einen Spezialarzt als notwendig erwies, eine Ärztin. Die Patientin protestierte: Sie wolle lediglich zu einem Mann in Behandlung gehen. Die Ärztin gab ihr hierauf absichtlich die Adresse eines ihr höchst unsympathischen Arztes, dessen äußere Erscheinung alles eher als der erhofften Siegfriedgestalt entsprach. Klarer konnte die Abwehr und Verachtung gegen die Spezies Mann nicht ausgedrückt werden.

Als Beispiel der inneren Ambivalenz Mann-Frau sei ein Ausspruch Voltaires zitiert: „Eine Frau ist ein Wesen, das sich anzieht, schwätzt und sich auszieht."

38) Der verbündete Zynismus

Zyniker werden oft im Stadium der Bekämpfung des Gegners, also des Machtkampfes, ausgiebig als Verbündete verwendet. Man denke an den zynischen Witz als politische Angriffswaffe.

Es gibt ein interessantes historisches Beispiel, das zeigt, daß selbst die Kirche sich der Hilfe der alten Kyniker bediente. Bernays (o. c.) sagt darüber:

„Noch ungehemmter als der ungefährlich scheinende Freimut der Kyniker konnte sich ihre religiöse Freigeisterei im Bereiche des römischen Kaiserreichs entfalten, das grundsätzlich alle nicht auf neue Gemeinbildung gerichteten religiösen Bewegungen keiner Aufmerksamkeit würdigte. Und der *Kynismus* mußte seinem Wesen nach immer sporadisch bleiben. Aber in dieser zerstreuten Vereinzelung hat er doch *mächtig den großen religiösen Umschwung gefördert*, welcher seit dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit sich ankündigte. In ihrem Kampfe gegen die verschiedenen Arten des Polytheismus fanden Judentum und Christentum wenig *wirksamere Bundesgenossen* als die überall umherziehenden kynischen Wanderprediger, welche auch den staatlich anerkannten Kulten gegenüber sich jeder Rücksicht des Anstandes entbanden. Sie gaben den mittleren und niederen Ständen, mit denen sie fortwährend Berührung suchten, das ansteckende Beispiel einer offenen, in die derbsten Formen gekleideten Geringschätzung aller der mythologischen Göttergebilde. Die Kyniker haben von ihrem ersten Auftreten an mit folgerichtiger Strenge den Gottesglauben festgehalten und den Götterdienst mit Hohn überflutet. Sie sind die am reinsten deistische Sekte, die das hellenisch-römische Altertum hervorgebracht hat. Schon Antisthenes rief unverhohlen: Die vielen Götter sind die konventionellen, der wahre Gott ist einer, und da dieser wahre Gott als ein einiger auch unvergleichlich ist, so kann man aus einem Bilde seiner nicht inne werden. Bei solcher monotheistischen Ansicht konnten die mythologischen Götterfamilien nur ihren Spott erregen. Als Bettelpriester der Kybele Antisthenes um eine Gabe für die Göttermutter ansprachen, soll er sie mit den Worten abgewiesen haben: *Ich gebe nichts für den Unterhalt der Göttermutter, die Götter werden schon ihre Kindespflicht erfüllen und sie unterhalten.* Mit kynischer Bitterkeit griff Oenomaos (zweites Jahrhundert n. Ch.) das Orakelwesen in einer Schrift „Entlarvung der Gaukler“ an. Ihre Gesamttendenz gibt Eusebius dahin an, daß sie den Nachweis führen wolle, der Ursprung der Orakel sei weder, wie die frommen Heiden glaubten, auf die Götter, noch wie die älteren Christen annahmen, auf böse Dämonen zurückzuführen, sondern es gehe dabei alles sehr menschlich zu: schlaue Betrüger haben die Einfalt der Menge mißbraucht.

Als Ergebnis dieser Zusammenstellung tritt es wohl deutlich hervor, daß nach der negativen Seite, soweit die Bekämpfung des Polytheismus und aller seiner feineren und gröberen Anhängsel in Betracht kommt, eine *volle Übereinstimmung bestehe zwischen den Kynikern und biblischen Religionsformen*, die sich im römischen Kaiserreich ausbreiteten; es wird

sehr begreiflich, daß ein Jude oder Christ die Maske des Kyon wählte, um so, wie es im 28. Diogenes Briefe geschieht, den Hellenen ihre Sünden vorzuhalten und ebensowenig kann es Wunder nehmen, daß Übertritte aus dem einem in das andere Lager vorkamen, zumal, da auch die rauhe, meistens von der Familie losgetrennte Lebensweise der Kyniker früh unter den gnostischen Enkratikern und später in der Entwicklung des Einsiedler- und Mönchwesens ihr Gegenbild fand. Und wie Peregrinus aus einem Christen ein Kyniker wurde, so verzeichnet die Kirchengeschichte der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts einen hervorstechenden Übertritt nach der entgegengesetzten Richtung. Ein ägyptischer Kyniker Maximus ward in den Schoß der orthodoxen Kirche aufgenommen, ohne daß man damals, wo die Arianer noch mächtig und die Nachwehen der Unternehmungen des Kaisers Julianus noch nicht völlig überwunden waren, ihm den Zutritt glaubte durch die Forderung erschweren zu sollen, daß er die äußerlichen Abzeichen des Zynismus ablegte. Erst als er mit Hilfe der hohen ägyptischen Geistlichkeit von einer Gegenpartei des Nazianzeners Gregorius als Bischof von Konstantinopel inthronisiert wurde, schnitt man ihm das struppige zynische Barthaar ab.

39) Zynismen mit der Zielscheibe: Lächerlichkeit menschlicher Einrichtungen

In der Nacht vor dem Staatsstreich Napoleon III. sagte ihm ein Mitverschworener: „Wie immer der morgige Tag ausgehen mag, vor Ihrer Türe steht morgen ein Posten mit Bajonett-auf." Dieser Ausspruch karikiert die Lächerlichkeit menschlicher Einrichtungen, die den Gefangenen und Herrscher bewachen läßt und läßt zugleich die Aggression gegen den künftigen Herrn erkennen.

Ein Ausspruch Heines (Reisebilder 1, Norderney) lautet: „Wer weiß, wer weiß, die Seele des Pythagoras ist vielleicht in einen armen Kandidaten gefahren, der durchs Examen fällt, weil er den pythagoräischen Lehrsatz nicht beweisen konnte, während in seinen Herren Eximinatoren die Seelen jener Ochsen wohnen, die einst Pythagoras aus Freude über die Entdeckung seines Satzes den ewigen Göttern geopfert hat." Die Lächerlichkeit der Schulweisheit wird hier aufs Korn ge-

nommen, wobei die alte Erfahrung, daß aus Vorzugsschülern meistens nichts Rechtes wird, herangezogen wird.

In die gleiche Gruppe gehört Anatole France's Ausspruch: Das Gesetz verbietet in seiner majestätischen Gleichheit den Armen und den Reichen unter der Brücke zu schlafen und Brot zu stehlen.

Der französische Minister Choiseul sagte einmal: Wenn Ihr einen Genfer zum Fenster hinausspringen seht, so springt nach, denn es müssen da wenigstens sechs Prozent zu verdienen sein.

Heldentum wird von Börne („Der Narr im weißen Schwan") wie folgt karikiert: „Das Geheimnis jeder Macht besteht darin: zu wissen, daß Andere noch feiger sind, als wir."

„Unmoralisch ist, wenn jemand dabei ist" — definierte Karl Kraus die herrschende Moral.

40) Zynismen als Trost

Eine Gruppe von Karrieristen präzisierte Ernst Ziel („Funken ins Finstere") folgendermaßen:

„Zwei Geschlechter machen heute
Karriere in jedem Staat.
Ehrenfeste, liebe Leute,
Trinken Bier und spielen Skat.
Und sie heißen kurz und schlicht:
Duckedich und Denkenicht.

Es könnte dies der Trost eines Erfolglosen sein. Eine narzißtische Befriedigung der eigenen Überlegenheit an Stelle des äußeren Glanzes. Nicht nur „des Unglücks süße Milch: Philosophie" (Schiller) tröstet, auch Zynismen eignen sich manchmal dazu. So ist etwa der Vers Heines zu verstehen:

„Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich."

Eine andere Abart dieser Gruppe ist etwa die Antwort, die ein wegen seiner Grausamkeit bekannter spanischer General dem Priester gab, der ihn auf dem Sterbebett aufforderte,

seinen Feinden zu verzeihen: „Das ist überflüssig, sie sind alle tot.“

41) Zynische Parodien

Es sei auf Nestroys Hebbelparodie und R. Neumanns „Mit fremden Federn“ verwiesen. Genau so wie die Parodie ein sozial zulässiges Plagiat darstellt, ist sie zugleich (in gemilderter Form) eine geduldete Abart der Aggression. Zugleich ist die Parodie eine Spezialform des zynischen Witzes. Der Angriff ist allerdings ein indirekter: Er setzt eine Scheinidentifizierung mit dem Verhöhnten voraus. Daß Lächerlichkeit tötet, ist gewiß übertrieben. Jedenfalls merken meist „die Toten“ nichts von ihrem Tode. Es geht ihnen etwa wie jenem Berliner General, der beim Lesen seiner eigenen verfrühten Todesnachricht sagte: „Ich dementiere mir.“

42) Zynismen als Überrumpelungstrick

In B. Shaw's „Kaiser von Amerika“ soll ein künftiger englischer König, der sich in die Regierungsgeschäfte unbefugterweise einmengt, in seine Schranken gewiesen werden. Der König überrumpelt seine Gegner durch die zynische Erklärung, er werde, wenn er nicht in Ruhe gelassen werde, auf seinen Thron verzichten und sich als Exkönig in das Unterhaus wählen lassen und dem Premier Opposition machen.

Es gibt übrigens eine historische Parallele dieser „zynischen Verzichte“. Als Cäsar im Jahre 60 vor Christi sich um das Konsulat bewerben wollte, versuchten seine Gegner diesen Plan folgendermaßen zu durchkreuzen: Der Senat bewilligte ihm einen Triumph (pompöse Siegesfeier) für seine Siege. Einige Volkstribunen (Cäsars Anhänger) stellten hierauf den Antrag, Cäsar möge sich nach dem Beispiel von Lukullus abwesend um das Konsulat bewerben dürfen, da der siegreiche Feldherr nach einem alten Gesetz vor seinem Triumph Rom nicht betreten durfte. Die Annahme dieses Antrages sabotierten Cäsars Gegner durch Obstruktionsreden im Senat. Cäsar verzichtete auf den Triumph, kandidierte und wurde gewählt.

43) Zitat-Zynismen

Eine Seziersaal-Anekdote erzählt von einem Anatomen, der bei der Sektion der Genitalien einer Publica konstatierend zitiert haben soll:

> „Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
> Die gastlich hier zusammenkamen."

Ein impotenter Patient hatte bei einem Mädchen, bei dem er „in Schanden dalag" (Goethe) und das sich darüber lustig machte, folgenden Zitateinfall:

> „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,
> Und das Erhabne in den Staub zu ziehen.
> O, fürchte nicht, es gibt noch schöne Herzen,
> Die für das Hohe, Herrliche entglühen.

Die Form dieser Zynismen ist also die, „Erhabenes" bei wenig erhabenen Gelegenheiten zu zitieren. Das leitet über zur Form der zynischen Anspielung.

44) Die zynische Anspielung

Als Beispiel seien zwei Aussprüche, die, wahrscheinlich fälschlich, der Madame de Staël zugeschrieben werden, genannt: Sie erzählte in einer Gesellschaft von ihrer Absicht, Memoiren zu veröffentlichen. „Wollen Sie wirklich die Wahrheit schreiben?" fragte ein Zweifler. „Ich gebe mehr ein Brustbild", antwortete M. de Staël.

Die gleiche Dame bittet Napoleon um eine sofortige Audienz. Der Kaiser läßt sie abweisen, da er im Bade sei. „Das macht nichts", wehrt die Bittstellerin ab. „Das Genie ist geschlechtslos . . ."

Die obszöne Anspielung dient — wie Freud nachgewiesen hat — der Entblößung. S. auch Reik „Anspielung und Entblößung".

45) Zynismen unter der Maske heuchlerischer Komplimente

Zwei Schriftsteller schrieben eine „historische Reportage" über einen verstorbenen Staatsmann und rühmten sich nach

Aufführung des Stückes dieser neuen Literaturgattung, worüber sich ihre Kollegen lustig machten. Ein Kritiker bemerkte ernst: „Man tut den Beiden unrecht. Sie haben tatsächlich etwas Neues geschaffen: Revue, gemildert durch Historie . . .“

Ein französischer Philosoph bezeichnete einen Bekannten als „zweitletzten aller Menschen“. Als sich jemand über diese sonderbare Einteilung wunderte, sagte er: „Um niemanden zu entmutigen.“

In einem ähnlichen Sinne gilt der Vorschlag Wedekinds, einem Schurken den „Fensterkreuzorden am hänfernen Bande“ zu verleihen.

Der Zynismus dieser Spielart wird erst durch die scheinbare Captatio des Kompliments ermöglicht und gibt zugleich einen Hinweis auf eine der Arbeitsweisen des Heuchlers [1].

46) Zynismen unter der Maske der Freundschaft

In einem Roman von A. Neumann (Narrenspiegel), der das tolle Treiben eines mittelalterlichen Herzogs (einer Falstaff-Gestalt) schildert, wird von einer Fahrt dieses Grandseigneurs zum Woywoden von Krakau erzählt. Der Herzog will König von Polen werden. Um den Herzog — seinem Konkurrenten — seine Mißachtung auszudrücken, läßt der Woywode eine lange Reihe von Bettlern längs der Straße aufmarschieren, die im Moment, in welcher die Kutsche des Herzogs durchfährt, urinieren. Der Freund des Herzogs beruhigt ihn — teilweise aus Hohn, teils aus Angst — es sei dies lediglich ein neues polnisches Grußzeremoniell . . .

In der Analyse eines älteren Mannes, der mit großer Geschicklichkeit Symptome einer organischen Krankheit hysterisch imitierte und damit lange Zeit die Ärzte irreführte, erzählte der Patient, er hätte alle möglichen Methoden angewendet, um Beziehungen zu Frauen anzuknüpfen. Sogar auf den Gedanken, in einer Tageszeitung zu inserieren, sei er vor Jahren

---

1) Ähnliches geschieht, wenn ein bedeutungsloses Werkchen eines Autors überschwenglich gelobt wird, um sein Hauptwerk zu verschweigen.

gekommen. Er hätte sich lange Zeit nicht entschließen können, das Inserat einschalten zu lassen, und vor allem nicht gewußt, unter welchem Kennwort er dies tun solle. Ein Freund, dem er sich anvertraute, gab ihm den Rat, den gordischen Knoten zu durchhauen und einfach „den griechischen Gott der ehrbaren Bekanntschaften namens Priapus“ als Kennwort zu wählen. Patient war auf seinen Freund sehr wütend, als er in der Analyse erfuhr, was Priapus bedeutet.

47) Unterschiebender Zynismus

Die Technik dieser Zynismen besteht darin, dem anderen eine unsinnige Äußerung zu imputieren, um ihn lächerlich zu machen, oder zu schädigen. Zum Beispiel: Ein Mann hatte eine wohlhabende, aber recht dumme Frau geheiratet und mußte während eines mit Freuden gemeinsam verbrachten Urlaubs immer wieder sehen, wie lächerlich sich seine Frau benahm und wie sich seine Freunde darüber mokierten. Eines Tages parierte er, indem er beim Mittagstisch erzählte: „Wißt Ihr, was Erna heute gesagt hat? Sie meinte, sie verstehe nicht, weshalb die Sonne bei Tag scheine, wo es doch ohnehin hell ist. Daß in der Nacht der Mond, wo alles dunkel ist, leuchtet, hat immerhin noch einen Sinn . . .“

Ähnlich ist eine Äußerung eines Chemikers über seinen ihm verhaßten Konkurrenten, ebenfalls einen Chemiker, zu verstehen. Er hätte, erzählte er, ein geistreiches Verfahren gefunden, künstliche Erdbeeren zu erzeugen, und dabei Brom in großen Mengen freizubekommen. Das Rezept lautet: Man nehme Brombeeren, lege sie auf die Erde, dabei verbinden sich die Beeren mit der Erde zu Erdbeeren und Brom werde frei [1].

---

1) In beiden Fällen besteht der Zynismus in der freimütigen Meinung: die Frau (der Kollege) ist ein Idiot. Zugleich wird auf die Ambivalenz der Anderen bauend, um ihre Zustimmung zwecks Schuldgefühlsentlarvung gebuhlt. (S. Reik.) Im ersten Fall ergeben sich Beziehungspunkte zum Typus „Zynismus aus Freude an der eigenen Schäbigkeit“. — Der Lustmechanismus des Witzes ist der von Freud beschriebene.

48) Zynismus nach dem Motto: Der Blick fürs Wesentliche

Freud erzählt in seiner „Geschichte der psychoanalytischen Bewegung“[1]:

Ein Jahr später hatte ich als Privatdozent für Nervenkrankheiten meine ärztliche Tätigkeit in Wien begonnen und war in allem, was Ätiologie der Neurosen betraf, so unschuldig und so unwissend geblieben, wie man es nur von einem hoffnungsvollen Akademiker fordern darf. Da traf mich eines Tages ein freundlicher Ruf Chrobaks, eine Patientin von ihm zu übernehmen, welcher er in seiner neuen Stellung als Universitätslehrer nicht genug Zeit widmen könne. Ich kam früher als er zur Kranken und erfuhr, daß sie an sinnlosen Angstanfällen leide, die nur durch die sorgfältigste Information, wo sich zu jeder Zeit des Tages ihr Arzt befinde, beschwichtigt werden könnten. Als Chrobak erschien, nahm er mich beiseite und eröffnete mir, die Angst der Patientin rühre daher, daß sie trotz achtzehnjähriger Ehe Virgo intacta sei. Der Mann sei absolut impotent. Dem Arzt bleibe in solchen Fällen nichts übrig, als das häusliche Mißgeschick mit seiner Reputation zu decken und es sich gefallen zu lassen, wenn man achselzuckend über ihn sagte: Der kann auch nichts, wenn er sie in so vielen Jahren nicht hergestellt hat. Das einzige Rezept für solche Leiden, fügte er hinzu, ist uns wohl bekannt, aber wir können es nicht verordnen. Es lautet:

Rp. Penis normalis
dosim
Repetatur!

Ich hatte von solchem Rezept nichts gehört und hätte gern den Kopf geschüttelt über den Zynismus meines Gönners.“

Viele Zynismen sind nach dem gleichen Mechanismus, wie Chrobaks Äußerung, aufgebaut. Als Beispiel diene die Anekdote vom reichen Mann, bei dem die hübsche Frau eines Schnorrers für ihren Mann interveniert. Der Krösus will die Bitte des Schnorrers erfüllen, unter der Bedingung, daß die Frau sich ihm hingibt. Die Frau hält sich Bedenkzeit frei: Wenn sie sich entschließen könne, werde sie am nächsten Tage zu einer bestimmten Stunde kommen. Pünktlich erscheint sie auch und versucht den Börsianer in eine längere Konversation über das Wetter zu verwickeln. Plötzlich sagt der Geldmann: „Genug geflirtet, ziehen Sie sich aus.“

---

1) Freud. Ges. Schriften, Band IV, S. 409.

49) Paragraphen-Zyniker

Gemeint sind Menschen, die bestehende, aber veraltete gesetzliche Bestimmungen raffiniert-hinterhältig ausnützen, wobei das treibende, bewußte Motiv ein persönlicher Vorteil darstellt. Zum Beispiel ein wohlhabender Mann, der die Annulierung seiner Ehe nach 30jähriger Gemeinschaft mit seiner Frau, die er vor Jahrzehnten bewogen hatte, ihre erste Ehe zu lösen, anstrebt und folgende Begründung angibt: Er hätte vor 30 Jahren vor der Eheschließung, zu einer Zeit also, in welcher die erste Ehe der Frau noch formell bestand, mit dieser sexuellen Umgang gehabt. Nach einem österreichischen Gesetz ist vorangegangener Ehebruch ein Eheausschließungsgrund. Unter Berufung auf diesen Paragraphen will sich der Mann von der Zahlung der Alimente drücken. Es ist anzunehmen, daß auch für dieses Vorgehen eine Rationalisierung zwecks Über-Ich-Beschwichtigung zu finden sein wird.

50) Zynismen unter Maske der Höflichkeit

In der Vorrede zu seinen in Buchform erschienenen witzigen Feuilletons[1] äußert Spitzer Bedenken, ob eine Sammlung kurzlebiger Glossen einen Sinn habe:

> „Ich hoffe, daß meine früheren Leser diese Sammlung gutheißen werden — freilich nicht alle. Bei einem großen Diner wurde eine sehr lustige Geschichte erzählt, über die alle Gäste herzlich lachten. Nur ein junges Fräulein war, wie dem nebenan sitzenden Herrn schien, teilnahmslos geblieben. ‚Und Sie lachen nicht, mein Fräulein?‘ fragte der Nachbar. ‚Ich danke‘, antwortete das wohlerzogene Mädchen, ‚ich habe schon gelacht.‘ So wird vielleicht auch mancher von meinen früheren Lesern, denen ich diese Sammlung vor allen anbiete, bescheiden ablehnend antworten: Ich danke, ich habe schon gelacht."

Die Antwort des Mädchens wäre — unter der Voraussetzung, daß der Witzeerzähler eine Autorität für sie ist — ein Mittelding zwischen einem „naiven" Zynismus (14.) und einem Zynismus unter der Maske der Höflichkeit.

---

1) Daniel Spitzer „Wiener Spaziergänge", Band II, Seite 3, Georg Müller, München.

51) Zynismus als Revanche

Zu Beginn der französischen Revolution 1789 wurde einem Generalsteuerpächter von der Volksmenge der Kopf abgeschlagen, ein Bündel Heu in den Mund gesteckt, sein Kopf auf eine Picke aufgespießt und triumphierend durch die Straßen getragen. Es war dies die Antwort der Revolutionäre auf eine Äußerung des Generalsteuerpächters: Wenn die Leute kein Brot haben, sollen sie Gras essen.

Der Entsühnungs-Mechanismus ist der von Freud in „Massenpsychologie und Ich-Analyse" geschilderte.

52) Zynismen in Form einer ad absurdum geführten Gefügigkeit

In einem Catullus-Drama[1] wird über dessen Geliebte Claudia folgendes gesagt: „In Wirklichkeit war Catull der düstere Hörige Claudias, einer verbrecherisch veranlagten, sexuell extravaganten Aristokratin, die ihn zu den höchsten Höhen menschlichen Glücks emporhob und dann mitleidslos zerstörte." Claudia will nun von Catull nichts mehr wissen und läßt ihn fallen. Catull rächt sich mit Spottgedichten an die Adresse Claudias und ihrer unterschiedlichen Geliebten[2]. Aus „Staatsgründen" soll sich Claudia auf Cäsars Geheiß mit Catull versöhnen. Diese „Versöhnung" wird folgendermaßen geschildert:

„Claudia . . . Und die Dirne, die ich durch Dich geworden bin, die bleibe ich . . . Man kann mich haben . . . Du auch. (Sie legt sich auf ein Ruhebett.) Bediene Dich doch! Aber rasch, es ist spät und ich muß fort.

Catullus (entsetzt): Das ist die Reue! Das ist die Wandlung, die mir Dein Bruder versprach!

Claudia: Was haben andere zu versprechen, von dem was ich fühle. Da — meinen Leib biete ich Dir wieder. Das Geschäft ist ehrlich! Was willst Du noch mehr?

---

1) R. W. Trune (Pseudonym des Wiener Röntgenologen Professor Schwarz) „Catullus und Claudia", Verlag Perles 1932.

2) Catull schrieb über seine Nachfolger bei Claudia beißende Spottgedichte aus Verzweiflung über den Verlust Claudias: Rufus warf er „wilden Bocksgestank in den Achselhöhlen" vor, Egnatius weiße Zähne führte er auf das Waschen mit eigenem Urin zurück.

Catullus (steht erstarrt).

Claudia (erhebt sich). So, Du bist nicht in Laune heute? Gut, mein Freund, vielleicht ein anderesmal."

Die Rache an Catullus ist grausamer, als wenn Claudia sich ihm weiter verweigert hätte, die Über-Ich-Kaptivierung geschieht in Form der „Notwehr" gegen einen Zwang.

53) Zynismen des *„advocatus diaboli"*

Es werden — scheinbar selbstlos — dem Gegner Argumente geliefert, während in Wirklichkeit lediglich Prävenire gespielt wird: Das vorgebrachte, gegen die eigene Person gerichtete Argument wäre nach einiger Zeit vom Gegner selbst herangezogen worden. Durch Vorwegnahme wird es wesentlich abgeschwächt und um die Wirkung des Überraschungsmomentes gebracht. Die zynische Meinung wird dem Gegner in den Mund gelegt, der ersparte Entrüstungsaufwand + dem narzißtisch ausgewerteten Überlegenheitsgefühl ergeben das Lustvolle des Vorganges: Die dem Gegner imputierte Meinung ist häufig das Urteil des eigenen Über-Ichs über den *„advocatus"*.

54) Zynismen im Dienste der Sensationen

In einem Roman Dreisers[1] wird die Mutter des wegen Mordes angeklagten Helden als Berichterstatterin einer großen Zeitung engagiert, um über den Prozeß ihres eigenen Sohnes zu berichten. Die Mutter nimmt den Auftrag an, da sie sonst — Fahrtspesen! — nicht zum Prozeß ihres Kindes, der in einer von ihrem Wohnort weit entfernten Stadt stattfindet, kommen könnte ...

In den letzten Wochen meldeten die Zeitungen, daß ein findiger Amerikaner die Arbeitslosenvermittlung im Stile eines „Sklavenmarktes" veranstaltete.

Die Über-Ich-Kaptivierung wird ideologisch hergestellt: „Das Publikum will es."

---

1) Dreiser: „Eine amerikanische Tragödie".

55) Der vergällende Zynismus

besteht darin, alles Erreichte oder Erstrebte mit aggressiver Tendenz als Nichtigkeit darzustellen. So sagte einmal Disraeli: „Und was machen Sie mit dem Gral, wenn Sie ihn gefunden haben?"

Diese Form des Zynismus kann verschiedenen Tendenzen dienen: Der Rache (Neid), dem Strafbedürfnis („Was hilft mir der Erfolg, ich muß immer an die Vergänglichkeit aller Dinge und an den Tod denken", hören wir häufig von unseren Zwangsneurotikern), dem Sadismus, dem sadistischen Voyeurtum (Mitansehen der Verblüffung und des Ärgers derjenigen denen der Erfolg „vermießt" wird) etc.

56) Zynismus in Form des Schweigens

In seinem Ärztedrama „Professor Bernhardi" läßt Schnitzler seinen Helden gegen seinen Gegner den Vorwurf erheben, er hätte vor Jahrzehnten im Spital, obwohl er die Unrichtigkeit der Diagnose seines Chefs in einem speziellen Fall durchschaut hätte, geschwiegen. Die Über-Ich-Kaptivierung erfolgt auf dem Wege der Abschiebung der Verantwortung auf einen „Großen".

57) Aufgeschobene Zynismen

Von der Begeisterung sagte Goethe: „Begeisterung ist keine Heringsware, die man einpöckelt auf einige Jahre." Zynismen gehören aber manchmal zu dieser Sorte. Ein großer Psychologe, wie Schnitzler, läßt in seinem besten und deshalb wohl unbekanntesten Schauspiel „Die letzten Masken" den sterbenden Journalisten Rademacher den Wunsch äußern, den bekannten Schriftsteller Weihgast noch einmal zu sehen, um ihm seine Verachtung ins Gesicht zu schleudern und das jahrelang gehütete Geheimnis preiszugeben, daß er der Geliebte seiner Frau war. (Das Tragische der „Letzten Masken" liegt darin, daß diese Worte der Verachtung nur bei der Generalprobe, mit dem ebenfalls moribunden Schauspieler Florian aus-

gesprochen werden; als Weihgast wirklich kommt, spricht der Sterbende mit ihm nur Belangloses und sagt dann zu sich selbst: „Wie armselig sind die Leute, die auch noch morgen leben müssen.")

Auch in einer anderen Komödie (in der Sammlung „Komödie der Worte") läßt Schnitzler einen Ehemann jahrelang das Geheimnis seines Hahnreitums mit sich herumtragen und erst in einem ihm günstig erscheinenden Augenblick (nach Verheiratung der Tochter) die Konsequenzen ziehen.

Im ersten Fall liegt ein Zusammenspiel von einigen Formen von Zynismus vor: Zynismus als Trost, Zynismus der Sterbestunden, Gedankenzynismus, Zynismus aus Rache etc.

Aus der Tatsache des häufigen Zusammentreffens einiger Formen des Zynismus in einem Zynismus geht hervor, daß in der Realität die hier vorgenommene Trennung keine scharfe sein wird. Anders ausgedrückt, daß Zynismen „rudelweise" auftreten.

Es sei hervorgehoben, daß der aufgeschobene Zynismus eine große Portion masochistischen Genusses an Selbstquälerei zur Voraussetzung hat, wobei das Warten verschiedentlich rationalisiert wird.

58) Der „dosierte" Zynismus

In einer Novelle Villiers[1] findet am Tage vor der Verbrennung ein zum Feuertode verurteilter Rabbi die Zellentür, die der Großinquisitor absichtlich offen läßt, unversperrt, schleicht sich an zwei Inquisitoren, die ihn scheinbar nicht beachten, vorbei und wird erst in letzter Minute vom Großinquisitor eingefangen:

> „Entsetzen! Er lag in den Armen des Großinquisitors, des ehrwürdigen Pedro Arbuez d'Espila, der ihn liebevoll anblickte. Große Tränen füllten sein Auge, er betrachtete den Rabbi mit der Miene

1) Villiers de l'Isle-Adam, Ges. Werke, Band: „Geschichten vom Jenseits", „Qualen der Hoffnung", Seite 17.

des guten Hirten, der sein verlorenes Schäfchen wiedergefunden hat. Der finstere Priester drückte den unglückseligen Juden mit einer solchen Inbrunst an sein Herz, daß die härenen Spitzen des Büßergewandes, das er unter der Kutte trug, seine eigene Haut ritzten. Und während der Rabbi Aser Abarbanell zuckend und mit verdrehten Augen schauernd in den Armen des asketischen Arbuez lag, wurde ihm klar, daß alles, was er an diesem verhängnisvollen Abend erlebt, eine ihm vorher bestimmte Folter war, die Folter der Hoffnung.

Der Großinquisitor jedoch flüsterte ihm mit sanfter Miene und vorwurfsvollem, mildem Tone die Worte ins Ohr:

‚Was denn, mein Kind, am Vorabende des Heils wolltest du uns verlassen?‘ — —“

Derselbe potenzierte Zynismus (die Über-Ichbeschwichtigung ist die des ideologischen Zynismus), wird heute noch in amerikanischen Gefängnissen praktiziert. Die Kandidaten für den elektrischen Stuhl werden erst im „Todeszimmer“, einige Sekunden vor der Hinrichtung, benachrichtigt, ob sie begnadigt werden. Die Rationalisierung lautet: Es sei gütig, den Verurteilten Hoffnung bis zur letzten Minute zu geben.

59) Der „gläubige“ Zyniker

Ein Patient mit Moral insanity schloß sich — obwohl er typischer Ostjude war — ideologisch einer antisemitischen Bewegung an, führte mit seinen Bekannten endlose Gespräche über ihre Berechtigung, nur um seine jüdischen Bekannten ärgern zu können. Diese Handlungsweise stellte ein Mittelding zwischen Voyeur-Zynismus und Schuldgefühls-Zynismus dar. Seine Über-Ich-Beschwichtigung holte sich der Patient in zahllosen masochistischen Aktionen, gleichsam in zwei Portionen, wobei er aus jeder Bestrafung unbewußt die Berechtigung zu neuen „Stückeln“ (so nannte Patient seine Provokationen) ableitete.

60) Der Zynismus-Schnüffler

Angstmeier, nach dem von Goethe in den „Zahmen Xenien“ geschilderten Typus:

„Was ist ein Philister? Ein hohler Darm,
Mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
Daß Gott erbarm.“

mit einem Schuß Denunziantentum ergeben manchmal eine Kategorie von Menschen, die sich ihrer eigenen Ambivalenz auf dem Wege des Hineinprojizierens in andere entledigen. Es sind dies dann professionelle Schnüffler, die in allem und jedem Profanierungen sehen und es als ihre Pflicht betrachten, die „Bösen“ zu denunzieren. In Ermangelung einer Inquisition begnügen sie sich mit „Rufmord“, Verleumdungen, etc. Kurzum: Es sind aus Angst verhinderte Zyniker, die sich meist mit irgend einem bequemen ideologischen Mäntelchen drapieren.

„Bewußte“ Zynismen

Alle echten Zynismen stammen aus dem Unbewußten. Man kann — *sensu strictiori* — Zynismen nicht „machen“, sie fallen einem ein, ähnlich wie dies Freud für den Witz postulierte. Die bewußt konstruierten Zynismen sind meistens wertlos. Vielfach verbirgt sich auch hinter den „bewußten“ Zynismen ein unbewußtes Motiv.

61) Zyniker aus Effekthascherei

Diese Gruppe von Zynikern stellt ein Sammelsurium von Dummköpfen dar. Es sind dies:

„Die Philister, die Beschränkten,
diese geistig Eingeengten . . .“ (Heine)

die ihre Beschränktheit mit Zynismen maskieren. Auf diese Menschen paßt das Wort Schopenhauers: „Es gibt Menschen von bloßer Fassade, wie Häuser, die aus Mangel an Mitteln nicht ausgebaut sind, den Eingang eines Palastes und den Wohnraum einer Hütte haben.“ Es handelt sich freilich

um den ö d e s t e n plattesten Zynismus, der diesen Namen kaum mehr verdient. Man denkt da unwillkürlich an die Worte G e l l e r t s in seinem „Sterbenden Vater", wo der Sterbende dem älteren Sohne ein Juwelenkästchen, dem jüngeren aber nichts vermacht, mit folgender Motivierung:

> „Für Jörgen ist mir gar nicht bange,
> Der kommt gewiß durch seine Dummheit fort."

Wenn aber Jörgen nicht nur dumm ist, sondern auch zynische Witze „machen" kann, ist er gewiß ein „gemachter Mann"[1].

Der Zynimus aus Effekthascherei gehört zu den minderwertigsten bewußten Zynismen, die sich kaum über das Niveau platter Paradoxe erheben. Bei Schriftstellern, die Zynismen produzieren, weiß man freilich nie, ob sie sich nur so platt stellen, oder aber wirklich sind. So ist zum Beispiel der umschwärmte P i t i g r i l l i in seinen Büchern ein Flachkopf von einem Zyniker, dessen ganzes Um-und-Auf in der ständigen Beweisführung liegt, Liebe sei ausschließlich eine Angelegenheit der Epidermis. Man könnte geradezu sagen, jede Gesellschaft hat die Zyniker, die sie verdient. Je heuchlerischer und verlogener sie ist, desto leichter macht sie es den zynischen Opponenten und hat es sich nur selbst zuzuschreiben, daß Dummköpfe als Anti-Heuchler auftreten und trotz alledem — Recht haben.

62) Zynismus aus Schüchternheit

gehört ebenfalls zur Gruppe der bewußten Zynismen und stellt einen Abwehr- und Kompensationsmechanimus dar. Die allgemeine Bekanntheit dieser recht oberflächlichen Maske beweist etwa eine Stelle, aus M a u r o i s „Disraeli", in welcher der puerile Disrali geschildert wird:

> „Im Verkehr mit Frauen und wenn er mit ihnen sprach, b e m ü h t e er sich z y n i s c h zu sein. Ein Bestandteil dieses Zynismus

---

1) Daß eine gewisse Intelligenz zum Zynismus gehört, gilt eben nicht ausnahmslos.

waren die Furcht, genasführt zu werden, uneingestandene Schüchternheit [1], Mangel an Einbildungskraft und Systemsucht."

Häufig verbirgt sich hinter der bewußten Maske eine Erythrophobie, also ein Neurotiker.

63) Zynismus als Spielerei mit dem Tode

Es gibt eine Reihe von Zynismen, die von der absichtlichen Fiktion ausgehen, als sei der Tod nichts anderes, als eine Gelegenheit, Witze und Zynismen anzubringen. („Räumt's die Toten weg, ich kann die Schlamperei nicht leiden", heißt es in Nestroys Hebbel-Parodie.)

In dieselbe Gruppe gehören auch Verhöhnungen dieser kaltherzigen Einstellungen: Zwei Engländer beobachten die Seine in Paris. Plötzlich springt ein Selbstmörder in den Fluß. Die Engländer schätzen die Möglichkeit ab, ob der Mann das Ufer werde erreichen können und schließen eine Wette ab. Ein Passant will dem Ertrinkenden nachspringen. Die Engländer halten ihn empört zurück: Wie sollte ihre Wette entschieden werden, wenn der Selbstmörder gerettet wird?

„*Les gens, que vous tuez, se portent assez bien*" fügte Corneille in seiner Bearbeitung einer Komödie von Alarcon hinzu.

64) Zynismus als prononcierte „Weltanschauung"

gehört meist in die Gruppe der bewußten und gewollten Zynismen und stellt deshalb das Grotesk-Unzulänglichste dar, das sich innerhalb der vielen fabrizierten Weltanschauungen nur denken läßt. Sie erschöpft sich meistens im Hervorheben materieller Motive und Hervorzerren von Alkoven-Gesichts-

---

1) Man denke an Wedekinds Verse:

„Ihr spottet des Lebens und bildet Euch ein,
Ihr stündet erhaben darüber.
Doch seht Ihr ein schimmerndes Mädchenbein
So überfällt Euch das Fieber.

punkten. Man denke zum Beispiel an das groteske Mißverständnis, das bei vielen Ärzten grassiert, man müsse einer Hysterica bloß einen Mann verordnen und alles sei geordnet. Das früher zitierte Chrobaksche Rezept kann nach analytischen Erfahrungen bei einer Aktualneurose, niemals aber bei einer echten Neurose wirken und verursacht bekanntlich Verschlimmerungen.

Vollends versagt die zynische „Weltanschauung" bei allen Fragen des Unbewußten, speziell bei den Fragen des unbewußten Schuldgefühls. So erklärte mir zum Beispiel der Bruder einer Patientin, die aus unbewußten Schuldgefühlen „unheimliche Dummheiten" angestellt hatte *(ipsissima verba)*, alles sei einfach mit materiellen Motiven erklärlich. — Der Onkel einer Patientin, ein in seinem Fach bekannter Wissenschaftler, meinte wieder, die Analyse, die er hätte zahlen sollen, sei für seine Nichte wertlos: sie müsse bloß mit ihm koitieren, um gesund zu werden.

Eine besondere Rolle in dieser Weltanschauung spielt das Argument, die Anderen seien dumm, wobei jedes mißverstandene unbewußte Motiv durch das Wörtchen „dumm" substituiert wird.

Die Wertlosigkeit dieser Weltanschauung ist nur durch eines überbietbar: Durch die grenzenlose Überheblichkeit, die ihre Anhänger auszeichnet.

Vielfach verbirgt sich hinter diesen bewußten Zynismen neben Dummheit eine schwere Neurose, die sich des Zynismus als Distanzierungsmethode bedient.

*

Kehren wir nach Durchsicht der Galerie der Zyniker, die keineswegs vollständig ist, zum Ausgangspunkt: zu den griechischen Zynikern zurück. Wir finden bei ihnen eine Reihe von Eigenschaften, die uns bekannt anmuten. Der Succus des griechischen Zynismus ist theoretisch: Herrschaft des Ich über die Strebungen des Es, und die Außenwelt.

Beides wird aber praktisch erst durch schwerste Selbstbestrafungen und Verzichte ermöglicht[1]). Es wird die Vermutung berechtigt sein, daß alle griechischen Zyniker, die dieses Namens würdig waren und nicht nur aus einer Not eine Tugend machten, eindeutige aggressive Masochisten waren, oder präziser: Menschen mit schwerstem inneren Strafbedürfnis[2].) Dieses Strafbedürfnisses versuchten sie sich auf folgende Weise zu entledigen:

---

1) Es ist keine Frage, daß die Einführung des Schuldgefühlsmoments dem Verständnis der Zyniker näher kommt, als der billige Spott, der Zynikern gegenüber üblich war und den selbst ein Nietzsche nicht verschmähte:

„Notdurft ist billig, Glück ist ohne Preis
Drum' sitz ich statt auf Gold auf meinem Steiß."

„Auf der Tonne des Diogenes." Ges. Werke (Verlag Kröner) VIII. S. 363.

2) Wir haben keine Anhaltspunkte dafür, aus welchen Quellen dieses Strafbedürfnis stammt und können nur aus der Neurosenpathologie vermuten, daß es zum Teil vom Ödipuskomplex, zum Teil von einem primären Masochismus ableitbar ist. Über keinen einzigen Kyniker ist das Kindheitsmaterial überliefert, so daß nicht einmal ein Versuch in diesem Ausmaß möglich ist, wie dies Gomperz bei Sokrates (Imago 1924) versuchte. Es bleibt nur übrig, aus dem Agieren der Kyniker Schlüsse zu ziehen. Diogenes z. B. drängte sich ursprünglich dem Antisthenes direkt auf, der ihn mit Stockschlägen vertrieb, dann trat er, nachdem ihn Antisthenes in seiner Gemeinschaft aufgenommen hatte, recht bald in Konkurrenz zu ihm und beschuldigte ihn der Lässigkeit in der Durchführung seiner Prinzipien. Als Antisthenes in seinem Alter über Schmerzen klagte, bot ihm Diogenes einen Dolch an, den Antisthenes mit dem Worten, der Weise müsse leben, ablehnte. Trotz aller Rationalisierungen, die sich aus der kynischen Theorie ergeben, beweist diese Handlungsweise gewiß keine allzu freundliche Gesinnung für Antisthenes. — Auch die Tatsache, daß Diogenes zeitweise in einer Tonne lebte, mag symbolisch im Sinne einer Mutterleibsphantasie verstanden werden. Vielleicht gehört auch die immer rigorosere Bedürfnislosigkeit hieher: Von niemandem — in der Kindheit: vom Vater — abhängig zu sein. Daß sind aber, wie zugegeben werden soll, höchst hypothetische Vermutungen. Ebenso unsicher, wie etwa die häufig bestrittene Überlieferung, Diogenes hätte an der Falschmünzerei seines Vaters teilgenommen, und hätte deshalb aus seiner Vaterstadt fliehen müssen. Da diese Überlieferung unsicher ist, kann sie zum Verständnis des Aufbaus seines Über-Ichs nicht verwendet werden. — Ebenso unsicher ist die Rolle der bewußten und unbewußten Homosexualität bei den Kynikern.

1. durch ihre Lebensweise, die so eingerichtet war, daß „kein Hund“ so weiter leben möchte[1].

2. Durch ihre aggressive Werbetätigkeit für ihre Ideen. Es ist gewiß kein Zufall, wenn jemand die Berufung in sich fühlt, andere zu bekehren. Dahinter steckt immer der Wunsch, sich des eigenen Schuldgefühls auf aggressive Weise zu entledigen. Alle Inkonsequenzen, die den Zynikern mit Recht in ihrer Theorie nachgewiesen wurden (Siehe Zeller), erklären sich daraus, daß ihre Theorie bloß eine Rationalisierung ihres inneren Strafbedürfnisses war und etwa genau so wenig mit der inneren Realität zu schaffen hatte, wie die Rationalisierungen, die unsere Neurotiker uns geben.

3. „Ich will lieber verrückt, als vergnügt sein“, lehrte Antisthenes. Andererseits behauptet Plutarch, das Leben des Krates sei wie ein ewiges Fest verlaufen. Beides dürfte stimmen: Die Grundeinstellung der Zyniker war wohl eine düstere (Schuldgefühle!), nach zeitweiser Abbüßung derselben konnten die Zyniker zeitweise die narzißtischen Freuden des Bestraften und schuldgefühlsfreien Aggressiven genießen. (Wegen der Selbstgefälligkeit, mit der Antisthenes die Löcher seines Mantels herauskehrte, soll Sokrates gesagt haben, seine Eitelkeit sehe daraus hervor.)

Um selbstverständliche Mißverständnisse auf das notwendige Maß zu reduzieren, sei nochmals hervorgehoben, daß die knappen Bemerkungen über die griechischen Zyniker keineswegs den Anspruch erheben, dieselben zu „er-

---

1) Man denke an den Ausspruch Vespasianus über Diogenes: „Du hast es darauf angelegt, daß ich Dich hinrichten lasse, aber ich kümmre mich um einen bellenden Hund nicht.“ (Nicht uninteressant ist, daß Vespasianus offenbar den unbewußten Bestrafungswunsch witterte, offiziell ist freilich nur der Narzißmus des Kaisers sichtbar.) — Alle echten Zyniker waren an materiellen Gütern desinteressiert oder entledigten sich, wenn sie zufällig vom Hause wohlhabend waren, ihrer Güter. (Krates Hypparchia.) Man denke an die Lebensweise des Diogenes, den Flammentod des Peregrinus, die Experimente eines Sallustius, der glühende Kohlen auf seine Schenkel legte, um zu probieren, wie lange er es aushalten werde etc. etc.

klären". Die vermutenden Bemerkungen ergaben sich als Nebenprodukt bei der Bearbeitung des modernen Zynismus. Verfasser legt auf diesen Teil der Arbeit kein besonderes Gewicht und überläßt diese Forschung gerne Berufeneren: den analytisch vorgebildeten Philosophen. Die Analyse hat ihre Triumphe am analysablen, also lebenden, sich der Analyse unterziehenden Menschen gefeiert. Der Versuch mit analytischen Mitteln Handlungsweisen von Nichtanalysierten, tausende Jahre Toten zu erklären, ist immer ein schwieriges Unternehmen. Methodisch ist das gewiß zulässig: Die Dürftigkeit der vorhandenen, nicht analytischen Erklärungen ist geradezu ein Freibrief.

*

Die Überflutung der gesamten Kultur durch Gewissensangst führt dazu, daß auch dort, wo der Mensch sich seiner Fesseln gedanklich zu entledigen sucht, wie im Zynismus, nichts anderes zustande kommt, als ein Kompromiß mit dem Über-Ich. Man entfernt sich also nicht sehr von der Realität, wenn man aussagt, Zynismen seien zutiefst auch Verbeugungen vor dem Über-Ich und Kompromisse mit der inneren Stimme des Gewissens. „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten", lehrte ein Dichterphilosoph. Daß aber die Menschen selbst in diesem Spott dem Über-Ich Tribut leisten, ist grotesk.

Analyse des Idyllischen

Von

Ignaz Feuerlicht (Wien)

Die Idylle ist keine zeitlich beschränkte Dichtungsgattung. Die deutsche Idylle endet nicht (trotz Th. Ziegler[1], G. Schneider[2], E. Merker[3]) in und mit der Dorfgeschichte. Die Idylle ist auch kein apartes Aparte der Literatur, keine wegen angeblicher „Nützlichkeitstendenzen"[4] „nicht vollwertige Poesie." Unerklärlich wäre sonst schon das, allerdings nicht sehr bekannte, ungemein tiefe Verhältnis der beiden großen deutschen Klassiker zur Idylle. Goethe sah in ihr „die ewige Naturform des menschlichen Geistes, das Bild des klassischen Daseins überhaupt", für Schiller war sie „dem höchsten Ideal des Lebens und der Dichtung gleich" (Fr. Strich[5]).

Nicht zeitlich, noch stofflich, noch formal, weder von der Literaturgeschichte noch von der Poetik läßt sich die Idylle verstehen und begrenzen; nur von der inneren Haltung des sie Schaffenden und Empfangenden, von ihrem Gehalt, also von Idyllischen, das nun gar nicht auf eine bestimmte Dichtungsgattung, noch auf die Dichtung überhaupt beschränkt ist. Die Literaturgeschichte, die das Idyll stiefmütterlich behandelt, sieht in dem Idyllischen, wenn sie es überhaupt von der Idylle trennt, „Rückkehr zur Natur".

Diese vielberufene „Rückkehr zur Natur" ist nun als Generalursache von gewissen Zeiterscheinungen, etwa im 18. Jahrhundert, noch einigermaßen eindeutig, als allgemeine seelische Verfassung aber ganz nebelhaft, birgt sie vor allem Möglichkeiten einer der Idylle durchaus entgegengesetzten Haltung in sich.

Schon Jean Paul hat jedoch („Vorschule der Ästhetik") die Stimmung der Idylle richtig wiedergegeben und ist zugleich, was wichtiger

---

1) Th. Ziegler: Studien und Studienköpfe aus der neueren und neuesten Literaturgeschichte, 1877 (Das Idyll und seine Hauptvertreter im 18. Jahrhundert), S. 24.

2) Gustav Schneider: Über das Wesen und den Entwicklungsgang der Idylle (Progr. Wilhelm-Gymn. Hamburg 1893), S. 34.

3) Aufsatz „Idylle" im Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, hg. v. P. Merker und W. Stammler, 1925 ff.

4) W. Knögel: Voss' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf Heinrich Seidel (Programm Frankfurt a. M. 1904), S. 7.

5) Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik. Oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich. 2. Aufl. 1924, S. 21.

ist, ihrem Beweggrunde nähergekommen, wenn er die Idylle als „Vollglück in der Beschränkung" und dieses Vollglück als „Widerschein des früheren kindlichen" erkannt hat. Es liegt nun nahe, im Idyllischen das unbewußte Wieder-Kind-Sein-Wollen oder den Ausdruck eines gewissen Beharrens auf kindlicher Erlebnisstufe zu sehen. Nicht in die „Natur" schlechthin, sondern auf seine kindliche Natur zieht sich der Idylliker zurück. (Das so vielen Idyllen zugrundeliegende „goldene Zeitalter" ist ja nur die in die Kindheit der Menschheit projizierte Vergangenheit des Menschen.)

Die kindliche Natur kann nun aber in mehrfacher Weise wieder erlebt werden. Es können die verschiedenen Entwicklungsstufen der Kindheit verschieden stark fixiert erscheinen. Die erste Stufe, der Aufenthalt im Mutterleib ist für die Idylle von grundlegender Bedeutung, ist doch der Mutterleib „die erste, wahrscheinlich noch immer ersehnte Behausung, in welcher man sicher war und sich so wohl fühlte" (Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur, S. 49). Wird diese Periode stärker wieder erlebt oder ersehnt als die folgenden, so tritt das Moment der Kleinheit, das der Enge, der Schicksalslosigkeit und der Ruhe in den Vordergrund der Idylle. Wird jedoch das zweite Stadium, das des Säuglings besser reproduziert, so erscheint Mutter Natur mehr als sonst als Quelle von Glücksgütern, und die Idylle steht stärker im Zeichen des Glücks. Von der dritten Periode endlich, der autoerotischen, leitet sich die Zufriedenheit und Selbstzufriedenheit, die „Vergnügtheit" eines Schulmeisterlein Wuz ab.

In allen Fällen bedeutet die Rückkehr zur Kindheit durch die Idylle zugleich auch Entspannung und Erholung. Diesen psychohygienischen Zweck der Idylle hat schon Schiller erkannt: „Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind" (Über naive und sentimentalische Dichtung). Diese Ruhe ist ihm weiter gleichbedeutend mit dem Schlaf der Geisteskräfte, was nichts anderes als den allgemeinen narzißtischen Charakter der Idylle darlegt, denn Schlaf ist (Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, S. 144) „ein Zustand, in welchem alle Objektbesetzungen, die libidinösen ebensowohl wie die egoistischen aufgehoben und ins Ich zurückgezogen werden. Ob damit nicht ein neues Licht auf die Erholung (!) durch den Schlaf und auf die Natur der Ermüdung überhaupt geworfen wird? Beim Schlafenden hat sich der Urzustand der Libidoverteilung wieder hergestellt, der volle Narzißmus, bei dem Libido und Ichinteresse noch vereint und ununterschieden in dem

sich selbst genügenden Ich wohnen". (Der lange Schlaf ist für das Kind charakteristisch!)

Das vollendete Beispiel für den Narzißmus in der Idylle bietet der Wuz Jean Pauls. Er ist in sein geistiges Teil verliebt, ebenso wie er sich in seinen Kindheitstagen in seinem kleinen Körper liebte. So redet er sich etwa nach einem Trunk oder einem Nießen zu oder er tröstet sich selbst, wenn er einen schlechten Tag überstanden hat: „Siehst du, Wuz, es ist doch vorbei![1]" In der Liebe zu seiner Justel gibt ihm „sein eigenes Fühlen an sich Befriedigung", ist ihm vielleicht sogar wichtiger als sein Erreger. Er begehrt nie mehr als die Gegenwart, „er war nur froh, daß er selber verliebt war" (J. Paul). „Sein in sich verkapseltes Wesen kann und will alle Vergnügtheit nur aus sich entfalten" (Küpper): „Ich fresse mich aber noch vor Liebe", ruft er einmal aus.

Wuz hat ein sehr geringes Objektbedürfnis, wie es für den Narzißten charakteristisch ist. Er ist trotz seiner Armut zufrieden. (Die „Zufriedenheit herrschte fast zu stark in ihm", J. Paul: „Leben Fibels", 1812, S, 164). Er besitzt eben die „Kunst fröhlich zu sein", wie Hühnchen[2] die „Kunst glücklich zu sein", oder der „Gustav" Spittelers[3] die Fähigkeit, aus allem Vergnügen zu ziehen". (J. Paul will „der Nachwelt Männer erziehen, die sich an allem erquicken.") Diese Kunst beruht unter anderem darauf, wo immer nur möglich eigenen Besitz zu sehen (nicht etwa zu erlangen!) und diesen Besitz groß zu sehen. („Er hatte stets einen guten Vergrößerungsspiegel im Auge angebracht und dadurch leicht die Kirsche zum Pfirsich geschwellt und die Beere zum Apfel", „Leben Fibels".) Auch sich selbst sieht der Mensch der Idylle groß, ist er doch Narzißt. Das kann bis zu der von mir sogenannten idyllischen Hybris gehen, wie sie vor allem Wuz und Hühnchen aufweisen. Idyllische Großschau liegt etwa in folgenden Stellen aus „Hühnchen":

> „Sieh mal so ein Ei, sagte er, es enthält ein ganzes Huhn, es braucht nur ausgebrütet zu werden. Und wenn dieses groß ist, da legt es wieder Eier, aus denen nochmals Hühner werden und so fort. Generationen über Generationen. Ich sehe sie vor mir, zahllose Scharen, welche den Erdball bevölkern." (S. 10.)

---

1) Vgl. Helmut Küpper: J. Pauls Wuz. Ein Beitrag zur literarhist. Würdigung des Dichters (Hermaea 22, Halle a. d. S. 1928), S. 33.

2) Heinrich Seidel: Leberecht Hühnchen, 1880.

3) Karl Spitteler: Gustav. Ein Idyll. 2. Aufl. Zürich 1908 (1892).

„Es ist etwas Großes, sagte er, wenn man bedenkt, daß, damit ich hier in aller Ruhe meinen Tee schlürfe und du deine Pfeife rauchen kannst, der fleißige Chinese in jenem fernen Lande für uns pflanzt und der Neger für uns unter der Tropensonne arbeitet. Ja, das nicht allein. Die großen Dampfer durchbrausen für uns in Sturm und Wogenschwall den mächtigen Ozean und die Karawanen ziehen durch die brennende Wüste. Es schmeckt mir noch einmal so gut, wenn ich daran denke!"

„Am Bücherbrett gegenüber, hingen anmutig gruppiert, wie Hühnchen sich ausdrückte, die Photographie einer Lokomotive, die Bilder seiner Eltern und vieler Freunde. Das technische Museum, den Ahnensaal und den Freundschaftstempel nannte er das."

Aber den Gipfelpunkt seiner Hybris erreicht Hühnchen wohl in folgendem Ausspuch (S. 5):

„Die Erde ist mein und ich gebiete ihr. Was sie in sorglich langer Arbeit mühsam zeugt, ist gerade gut genug, einen flüchtigen Augenblick lang meine Zunge zu ergötzen."

So gehört Hühnchen voll und ganz zu den „Idyllenseligen" J. Pauls (Vorschule der Ästhetik), zu den „frohen Liliputern" nämlich, „denen ein Blumenbeet ein Wald ist, und welche eine Leiter an ein zu erkletterndes Zwergbäumchen legen". Hühnchen wird aber in seiner Hybris von Wuz womöglich noch übertroffen. Wuz schreibt alle wichtigen Neuerscheinungen auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiet (von denen er nur den Titel weiß) aus dem Kopf, glaubt also das ganze Wissen und Dichten seiner Zeit in seiner Person zu resumieren. Auch das „Hannchen" Eberhards[1] weist idyllische Hybris auf:

„Schönere Küchlein sahest du selten in Rom und Neapel
. . . .
Bald wird jeglichen Hof in Europa der unsere verdunkeln,
Nirgends findest du auch in Europa zu Land und zu Wasser
Eine geschicktere Hand zum Nesterbauen als meine!"

Die eingebildete Größe des Schulmeisterleins Wuz, Hühnchens und Hannchens hängt gerade mit ihrer Kleinheit zusammen, die schon äußerlich in der Diminutivform ihres Namens oder Titels zum Ausdruck kommen soll. Ihr idyllischer Größenwahn steht keineswegs im Gegensatz zu ihrer Genügsamkeit (dem „sich selbst genügenden Ich" in den oben angeführten Worten Freuds über den Schlaf), sondern ist im Grunde dasselbe.

Analog wird ja auch (nach K. Abraham) in der Dementia

---

1) A. G. Eberhard: Hannchen und die Küchlein. Eine Idylle. (Meyers Volksbücher, 979/80) 1822.

praecox, die nach dem Gesagten der idyllyschen Hybris auf pathologischem Gebiet parallel zu stellen ist, die Libido den Objekten entzogen und auf das Ich zurückgewendet, was eben die Quelle des Größenwahns ist. So merkwürdig es auch zunächst berühren mag, daß gerade der Idylliker an Größenwahn leidet (ihn genießt, wäre richtiger), ist doch wieder nicht zu übersehen, daß man auch bei Kindern und primitiven Völkern Züge findet, welche, wenn sie vereinzelt wären, dem Größenwahn zugerechnet werden könnten. (Freud: Zur Einführung des Narzißmus, 1924, S. 5.) Ganz allgemein ist demnach jeder sekundäre Narzißmus mit seinen beiden Polen, der Selbstgenügsamkeit und der Selbstüberhebung, ob nun im Schlafe oder im idyllischen Lebensgefühl, ob beim Primitiven oder in der Dementia praecox Widerkehr des urspünglich frühinfantilen. (Vergl. Freud, Vorlesungen, S. 454.)

Dieser allgemeine Satz schließt in sich die Grundbehauptung ein, von der die Analyse des Idyllischen ausging: Idylle ist lustbetonte Rückwendung zur eigenen Kindheit. Der Zusammenhang der Idylle mit pathologischen Erscheinungen ist auch rein ästhetisch von Bedeutung. Gerade die ideale Idylle von der Art des „Schulmeisterlein Wuz" und des „Leberecht Hühnchen" wird für manchen Betrachter im Verlaufe oder gar schon am Anfang seiner Betrachtung ihre rosige Beleuchtung verlieren und in der gleichgültig grauen Farbe eines Krankheitsbildes erscheinen, das ein sich lediglich für den „Fall" nicht für die Therapie interessierender Arzt entworfen hat. Die Ichform, in die Wuz wie Hühnchen gekleidet sind, entspricht denn auch dem Charakter eines medizinischen Referates über einen Spezialfall.

Dieses Noch- oder Neu-Erleben der Kleinkindheit bedingt nicht nur den idyllischen Narzißmus, sondern, wie schon erwähnt, auch die zum Teil mit diesem und unter einander zusammenhängenden Momente der Kleinheit, der Enge, der Schicksallosigkeit, der Ruhe und des Glückes. Von ihnen soll hier nur die Schicksallosigkeit hervorgehoben werden.

Wie beim Kind und beim Primitiven herrscht auch in der Idylle das Lustprinzip, sie alle wissen nichts von Ananke, dem Realitätsprinzip. In Spittelers „Olympischem Frühling" beendigt Ananke durch sein (sic!) persönliches Eingreifen selbst das olympische Idyll und das Kind (!) Eidolon (Idyll!), dessen Gegenwart mit der Gegenwart des idyllischen Glückes gleichbedeutend ist, verläßt den Olymp. Im selben Werk entgeht der Hirte Utis der Gewalt Anankes lange Zeit in

seinem Maulwurfsbau. (Darin kann das Symbol der Idylle überhaupt erblickt werden.) Auch in Hyperions „Schicksalslied" (Hölderlin) wird die Abwesenheit des Schicksals im idyllischen Leben betont, diejenigen, die an diesem Leben teilhaben, aber bezeichnenderweise mit einem schlafenden Säugling verglichen:

„Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, atmen die Himmlischen."

Was hier kurz für die Schicksallosigkeit versucht wurde, läßt sich auch für die anderen angeführten Charakteristika der Idylle verfolgen: Überall tritt die Verwurzelung der Idylle in der Kindheit zutage.

Das lustvolle Verhältnis zur Kindheit ist jedoch bei allen Gemeinsamkeiten der Idyllen nicht für alle Idyllendichter nach Art, Stärke und Dauer unterschiedslos gleich. Was die Art betrifft, so wurde schon auf die Unterschiede hingewiesen, die sich aus den verschiedenen Beziehungen zu den einzelnen Phasen der Kleinkindheit ergeben können. Allein auch die Dauer vermag bedeutsame Verschiedenheiten zu schaffen, deren Erkenntnis uns in der Analyse des Idyllischen weiterführt.

Vergleicht man nämlich Zeitpunkt und Dauer des idyllischen Schaffens, so ist die Mannigfaltigkeit ja zunächst ebenso unverkennbar wie auf Zufall weisend. Bei näherer Betrachtung lassen sich aber deutlich zwei Gruppen und mit ihnen eine Gesetzmäßigkeit erkennen. Die eine Gruppe umfaßt Dichter, die dauernd im Banne einer glücklichen Kindheit stehen, keine eigentliche Entwicklung durchmachen und deren idyllisches Schaffen ihr ganzes Leben durchziehend und färbend ihr einziges oder zumindest für sie charakteristisch ist. Zur zweiten Gruppe gehören Dichter, die eine zeitlich bestimmte idyllische Periode durchleben, welche in ihrer Gesamtentwicklung zwar wichtig genug, aber doch auch nur vorübergehend ist und der un-, ja oft auch antiidyllische Lebensphasen vorangehen und folgen. Die einen können und wollen nicht aus ihrer Kindheit herauskommen, die anderen erleben sie erst wieder aus bestimmten Anlässen heraus, auf die noch näher einzugehen sein wird. So wurzelt beispielsweise, und dieser Satz ist Allgemeingut der Literaturgeschichte, Jean Pauls Leben und Dichten in seinen Kindheitserlebnissen. „Kaum eines seiner Werke, das nicht die Joditzer Kindheit zum Ausgangspunkt hätte."[1] Alle sind mehr oder minder idyllisch, der Wuz ist es nur am reinsten. Ebenso ist auch der von mir schon mehrfach mit Jean Paul verglichene Heinrich Seidel in seinem dichterischen Schaffen fast ausschließlich von

1) Walther Harich: Jean Paul, 1925, S. 32.

seiner Kindheit beeinflußt, die für ihn, wie für Jean Paul, die „Zeit eines ungetrübten Glückes“ war und die er in einem Ort verbrachte, der „ein rechtes Kinderparadies war“ [1].

Machen Idylliker wie Jean Paul und Seidel einen ausgesprochen infantilen Eindruck, so gehören zur anderen Gruppe durchwegs männliche Künstler, die ihre Kindheit in der idyllischen Periode ihres Lebens nicht noch, sondern neu erleben, ja, die zum erneuten Erlebnis der Kindheit nur darum kommen, weil sie Männer sind. Es läßt sich nämlich zeigen, daß (wie anders garnicht zu erwarten ist) diese männlichen Dichter, deren Werk sonst weitab von der Idylle liegt, zur Idylle erst in der Zeit der beginnenden Häuslichkeit kommen, daß sie ihre Kindheit im eigenen Kinde wiedererleben. Ich denke hier vor allem an Goethe, Hebbel, Liliencron, Thomas Mann, die im fast gleichen Alter (von 47, 44, 52 und 44 Jahren) zu Idyllikern wurden. „Hermann und Dorothea“, die Idealisierung und Idyllisierung deutscher Ehe ist ohne Goethes glückliches Verhältnis zu Christiane (die nebstbei ja auch viele Züge zur Dorothea beigesteuert hat) garnicht zu denken. Bezeichnenderweise ist die gleichnamige Elegie, welche das Epos einbegleitet, zugleich eine Verherrlichung der Goetheschen Häuslichkeit, in der auch Goethes Sohn August seinen Platz bekommt. Dieser häusliche Kreis bildet ja (in echt idyllischer, an Jean Paul, insbesondere aber an J. P. Hebel gemahnender Weise) nach Goethes Annahme den Rahmen für das idyllische Glück. (Idylle heißt ursprünglich Bildchen. Ich halte an dieser Etymologie fest und nicht am „kleinen Gedicht“.)

Von unserem Gesichtspunkt aus läßt sich auch Goethes Gedicht „Alexis und Dora“, das in der Literaturgeschichte eine schwankende Charakterisierung erfährt, entsprechend einordnen. Koberstein [2] rechnet es „nach Inhalt und Form“ zur Elegie, Theobald Ziegler [3] und Hehn [4] bezeichnen es als Idylle, Fritz Strich [5] führt es in einer Art Synthese beider Anschauungen als Beispiel eines „tragischen Idylls“ an. Aber wenn auch „Schmerz und Tod“ (Strich, Seite 21) in der Idylle vor-

---

1) Heinrich Seidel: Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Ges. W. XIII. 1894, S. 29.

2) August Koberstein: Gesch. d. dt. Nationallit. vom 2. Viertel d. XVIII. Jahrh. bis zu Goethes Tod, V. Aufl. 1873.

3) a. a. O.

4) Victor Hehn: Gedanken über Goethe, 7.—9. Auflage, 1909, S. 219.

5) a. a. O. S. 21.

kommen, wie wir sehen werden, wenn man sie auch „zu den Naturformen des Daseins" zählt, und mit Goethe die „ewige Naturform des menschlichen Daseins" als Idylle ansieht, ist man noch nicht berechtigt, wie Strich es tut, die innere Unvereinbarkeit von Tragik und Idyllik zu übersehen und von „tragischem Idyll" zu sprechen. Diese Unvereinbarkeit ergibt sich daraus, daß ja in der Idylle eine Zeit vor dem Auftreten und damit natürlich auch vor der Verdrängung der Ödipus-Wünsche erlebt wird, diese Verdrängung aber dem tragischen Erleben zugrunde liegt. Schmerz und Tod sind außerdem nicht notwendiger Weise tragisch. „Alexis und Dora" ist nicht nur nicht tragisch, sondern nicht einmal traurig. Es drückt die Sehnsucht nach einem verlorenen, aber doch auch wieder zu erlangenden idyllischen Glück aus. Es ist darum weder eine reine Elegie, wie Koberstein, noch auch einfach ein Idyll, wie Ziegler meint, sondern ein „Bildchen" (Idylle) in elegischem Rahmen. „Alexis und Dora" ist ein (vorläufig) verhindertes „Hermann und Dorothea", ein Idyll der aufgeschobenen Häuslichkeit.

In ähnlicher Weise wie in „Hermann und Dorothea" geht die idyllische Stimmung in Hebbels „Mutter und Kind"[1] auf des Dichters (Gmundner) Eheidyll zurück. Hier steht ja auch ein Kind, nein, das Kind im Mittelpunkt der Handlung und des Problems. Die unidyllischen Partien beruhen auf der Kinderlosigkeit des einen Paares und die eigentliche Idylle hebt mit der Ehestandsgründung des anderen Paares (Christian und Magda) an. Thomas Manns episches Idyll ist ja schon dem Titel nach ein „Gesang vom Kindchen", vom Kindchen, das des Vaters herbe, männliche Kunst in düsterer Zeit zu idyllischer Weichheit zu lösen vermocht hat.

Da die Liebe der Eltern zum Kinde ein durch bewußte Anknüpfung an die eigene Kindheit vermitteltes, unbewußtes Wiedererkennen ihres „unschuldigen" (bisexuellen) Urzustandes und das Kind also die vollkommenste Wunscherfüllung des Menschen[2] ist, ist in diesen männlichen Idyllen nicht nur das von Jean Paul in der „Vorschule der Ästhetik" für die Idylle verlangte „Vollglück in der Beschränkung" erreicht, sondern das dargestellte Glück wird geradezu als das höchste erreichbare überhaupt bezeichnet. So heißt es in „Mutter und Kind", V. 1424:

---

1) Friedrich Hebbel: „Mutter und Kind. Ein Gedicht in sieben Gesängen", 1857.

2) Otto Rank: Der Künstler, 1907, S. 23.

Welches irdische Glück ist diesem höchsten vergleichbar,

. . . .

Fürsten empfinden's nicht tiefer und Bettler empfinden's
nicht schwächer.

Weil die einen den Säugling in Purpur wickeln, die andern
In die Krippe ihn legen, das gibt kein Mehr und kein Minder.

Und ähnlich in Liliencrons kunterbuntem Epos „Poggfred" (8. Kantus):

Ich will das einz'ge Glück mir nicht mehr rauben:
Das traute, höchste Glück: mit Weib und Kind.

Die männlichen Idylliker sind sich natürlich der Neuheit ihres lustvollen Erlebnisses bewußt. Wie es sich deutlich von ihren früheren Erlebnissen und Einstellungen unterscheidet, so nimmt auch das neue Werk, in dem es zum Ausdruck kommt, die Idylle (denn der Einzigkeit im Bereiche des Erlebens entspricht in der Regel auch die Einzahl in der Reihe der Gestaltungen) eine Sonderstellung in ihrem Lebenswerk ein: der eigenwüchsige Dramatiker Hebbel schafft ein im Bann der Tradition stehendes Epos, der moderne Prosaiker Thomas Mann greift zum antiken Hexameter. Und obwohl ihre literarisch bedeutendsten Leistungen auf entgegengesetztem Gebiete liegen, haben sie doch zu ihrer kleinen Idylle, in der so hohes und reines Glückserleben seinen Ausdruck fand, das innigste Verhältnis, wird sie, deren Genius das Kind ist, selbst vielfach ihr Lieblingskind. So äußert sich Goethe einmal zu Eckermann über „Hermann und Dorothea": „Es ist fast das einzige meiner größeren Gedichte, das mir noch Freude macht. Ich kann es nicht ohne innigen Anteil lesen." Und Hebbel schreibt einmal an Friedrich von Uechtritz (21. XI. 1856), ihm liege „Mutter und Kind" am Herzen, wie dem alten Jakob sein Josef, an Emil Kuh (29. III. 1857), er lege darauf, unter allen seinen Arbeiten, ein paar lyrische Sachen ausgenommen, den meisten Wert und an Karoline Sayn-Wittgenstein (14. XII. 1858), es liege ihm mehr am Herzen als vielleicht recht sei; ganz wie ein Vater, der erkennt, daß er sein Kind zu sehr verzärtle, aber gegen sein Gefühl nicht aufkommen kann und will. „Poggfred" ist Liliencrons erklärtes Lieblingsbuch. Widmann gesteht in der Vorrede zur IV. Auflage seines „Pfarrhausidylls"[1], daß ihm die Seele schmelze am eigenen Gedicht.

Während alle anderen Theoretiker (die kühne, selten und nie ganz

1) Jos. Vict. Widmann: An den Menschen ein Wohlgefallen. Pfarrhausidyll, IV. Aufl. 1906 (1876).

erreichte Schillersche Forderung der olympischen Idylle in der „Naiven und sentimentalischen Dichtung“ ausgenommen) nur die kindliche Idylle sehen oder sehen wollen, postuliert Gervinus[1], in das andere Extrem verfallend, die männliche als die einzig wahre: „Die Kindheit ist das wahre goldene Zeitalter des Menschen und wenn wir den gereiften, den gewordenen und vollendeten Menschen von dem kleinen eigenen Selbst erzählen hörten und von den Zuständen, aus denen sein Charakter und seine Handlungen geworden sind, so würden wir jenen wunden Fleck vermeiden, an dem fast jeder Idyllendichter leidet, daß er uns nämlich parteiisch erscheint gegen das Leben der Stadt und das Treiben der Welt und die Leidenschaften der Menschen, die er uns nicht zeigt, die er nicht kennt, die er nicht aus Erfahrung sowohl als aus einem empfindsamen Hang zum Pflanzenleben und zum moralischen Quietismus zu verwerfen scheint. Wie anders, wenn der im Leben Geprüfte und Bestandene im Geiste zu jenem Frieden seiner Kindheit zurückkehrt.“

Ein Wort in diesem Zusammenhange über die Geschlechterliebe in der Idylle. In der kindlichen Idylle (Liebe des Wuz zu seiner Justel) ist sie ausgesprochen narzißtisch („Er war nur froh, daß er verliebt war“). In der männlichen Idylle liegt der Schwerpunkt bei der Darstellung eines idyllischen Liebesverhältnisses nicht in der Liebe selbst, sondern in der Verbindung, die zum Kind-Erlebnis, als dem Zentrum der Idylle, führt. Diese Tatsache kommt wohl am sinnfälligsten in der Schnelligkeit zum Ausdruck, mit der Verlobung und Heirat erfolgen. Ahnungslos betritt die Luise Vossens ein Zimmer und schon ist sie Ehefrau. In der „Parthenäis“ Baggesens verwundet Eros Nordfrank am Montag, am Dienstag verrät Myris Gegenliebe, am Mittwoch erfolgt, ohne ein vorhergehendes Liebegeständnis, also wie in „Hermann und Dorothea“ die Verlobung unter Assistenz der Eltern der Braut, die sich nicht einmal Zeit nehmen, Nordfrank um seine Einwilligung zu fragen. Auch im „Vikari“ erfolgt die Verlobung ganz unerwartet. Einen Tag später wäre sie auch schon unmöglich. Motivisch bedingt die Abreise einer Person die Schnelligkeit in der „Schafschur“ Müllers[2], in „Hermann und Dorothea“ (von Goethe wie von Saar), in „Alexis und Dora“ und im „Gustav“ Spittelers. Unerwartete Ankunft bringt unerwartete Verlobung bei Roquette (Kleine Fußstapfen, Herzensgeschichten). Seine eigene Verlobung kommt für

1) G. G. Gervinus: Gesch. d. dt. Dichtung, IV. Bd., S. 186 f.
2) Mahler Müller: Idyllen, hg. v. O. Heuer, 3 Bde. Leipzig 1914.

den Heinrich Widmanns völlig überraschend, wird ihm als Weihnachtsgeschenk beschert. Lenore ist auf einmal da, sie hat ihn geliebt, sie steht schon im Brautkleide. Amalrich und Jucunde verloben sich an dem Tage, da sie sich zum zweiten Male im Leben sehen. Thekla überrumpelt ihren Bruder: „Nimm sie hin, sie ist dein!" Man kann geradezu sagen: die Menschen der Idylle lassen sich Zeit, nur zur Verlobung nicht. In Neuffers „Tag auf dem Lande" ist denn auch die Mutter des Bräutigams über die Schnelligkeit der Trauung entrüstet. Im „Kloster" Eberts, in Hebbels „Mutter und Kind" und in Hartmanns „Adam und Eva" kommt die Vereinigung für das Paar völlig unerwartet, förmlich durch einen Theatereffekt.

Da die Grundlage der Idylle das Wiedererleben des Kindheitsglückes ist, ist sie durchaus positiv, doch kann sich das bejahende Element aus ästhetischen Gründen nicht ungehemmt entfalten. Wenn das Idyllische auch, wie schon hervorgehoben, das Schicksal nicht kennt, so kann die Idylle, soweit sie Dichtung schlechthin ist, darauf nicht verzichten. Diesen oder, richtiger, einen damit zusammenhängenden Widerspruch sah schon Schiller: „Eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es auch hier ungleich schwieriger als in den zwei vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetische Wirkung sich denken läßt". (Über naive u. sent. Dichtg.) Dem kindlichen, wachsenden, schöpferischen Prinzip in der Idylle muß also das zerstörende gegenübergestellt werden. Daher vor allem die Kriege und Katastrophen, daher Not und Tod in der Idylle. Äußerungen wie die Jean Pauls in der „Vorschule der Ästhetetik", daß die Idylle die Gewalt der großen Staatsräder ausschließt, die Erna Merkers im Reallex. d. dt. Lg. daß sie sich „fern vom öffentlichen bewegten Leben vollzieht", oder gar die Knögels[1], daß selbst der „Ausblick auf die großen Gegensätze und Kämpfe im Leben mit der Ruheseligkeit der Idylle unvereinbar" ist, bedürfen einer weitgehenden Korrektur. Zwar ist „alles, was nur durch gewaltsame Unternehmungen zustandekommt, sowie alles, was aus dem gewöhnlichen Kreise der Existenz und des Lebens herausgeht, Krieg und Blutvergießen, jede heftige Leidenschaft, die unruhige Tätigkeit der Wißbegierde ... der Idyllenstimmung zuwider"[2], aber die Idylle wird es gerade deshalb kaum je-

1) a. a. O., S. 4.

2) Wilhelm v. Humboldt: Ästhetische Versuche über Goethes „Hermann und Dorothea", IV. Aufl., S. 137 f.

mals unterlassen, ihrer kindlichen Einfalt die ausgewachsene Bosheit, ihrer schuldlosen, glücklichen Enge die „große böse Welt", ihrer Ruhe die aufgeregte Bewegtheit der Zeitverhältnisse als Folie zu geben, als psychologische Erklärung eben für das Zurück zur Kindheit, für das freudige Leben in der Enge.

Besonders das idyllische Epos mag nicht auf einen großen bewegten Hintergrund verzichten, den es schon seinem epischen Charakter schuldig ist. „Hermann und Dorothea" mit seinem Hintergrund der französischen Revolution hat auch hier Schule gemacht. Wie „unidyllisch" muten doch etwa folgende Stellen an, die das Chaos selbst beschwören:

Denn alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer.

. . . .

Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf und neu sich gestalten.
(Hermann u. Dorothea, IX., V. 262 f.)

Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gemüt in die Winkel zurücktrieb.
(VI, Vers 79 f.)

Darum sind auch die schrecklichen Tiere
Losgelassen, von denen die Offenbarung Johannis
Prophezeite, sie sollen den Haufen lichten und sichten.
(„Mutter und Kind", Vers 173 f.)

Es wanken im innersten Grunde
Alle Staaten der Erde. (Vers 1368 f.)

Geht es so fort wie bisher, so werden Stände die Stände,
Völker die Völker vertilgen und in die schweigende Öde
Kehren die Tiere zurück, die einst den Menschen gewichen.
(Vers 1384 f.)

In Saars „Hermann und Dorothea"[1] erfährt der Leser von Nationalitäten- und Sprachenstreit, von der Gefahr des Zusammenbruchs der östereichisch-ungarischen Monarchie, vom englischen Imperialismus, ja vom drohenden Weltkrieg (II., 114.) Und auch hier wird das drohende Chaos sichtbar:

---

1) Ferd. v. Saar: „Hermann und Dorothea. Ein Idyll in 5 Gesängen" (1902).

Mein Gott, was ist sicher? Und heutzutage schon gar nichts,
Wo sich alles verändert und kehrt von oberst zu unterst!
(Vers 54 f.)

In Baggesens „Parthenäis“[1] schaut Nordfrank seherisch eine Zukunft voll Mord, Verwüstung und Pestdampf. In Usteris „Vikari“[2] ist die französische Revolution und die Proklamierung der helvetischen Republik in frischem Gedächtnis. Hartmanns „Adam und Eva“[3] spielt zur Zeit der napoleonischen Kriege (1812). Böhmen lernt die Einquartierung der Russen, die „Sorge um Hab und Gut und Leben“ und die „Angst um Sitte und Zucht“ kennen. Die napoleonischen Kriege spielen auch in Eberhards „Hannchen“ (Hannchens Vater und Bruder sind ihnen zum Opfer gefallen), ebenso in Kosegartens „Jukunde“[4] (1803, Amalrich hat zwei Feldzüge mitgemacht) und in Eberts „Kloster“[5] (die Hundert Tage) hinein. Für Hölderlins „Emilie vor ihrem Brauttag“ ist der Korsenaufstand unter Führung Paolis von Bedeutung. In Corrodis „De Herr Professer“[6] wird auf den Zug der Eidgenossenschaft gegen Luzern (1847, 10 Jahre vor dem Erscheinen der Idylle) Bezug genommen. In der 1827 gedichteten Fischeridylle Platens „Die Fischer auf Capri[7] wird auf die italienischen Wirren des Jahres 1815 hingewiesen. Die Handlung in Widmanns „An den Menschen ein Wohlgefallen“ (1876) fällt in den deutsch-französischen Krieg von 1870/71. Pontens „Römisches Idyll“ spielt im „letzten Friedensjahr“ (1914). Der Schatten der Schlachten am Isonzo und bei Verdun und des Friedens von Versailles fällt gelegentlich auf die Dichtung. Schließlich fällt die Handlung in Thomas Manns „Gesang vom Kindchen“ (1919) in den Weltkrieg.

Während aber in der Umwelt das Schicksal unbarmherzig herrscht, erfreut sich der Dichter in seiner idyllischen Welt, in der „das Schicksal keine Macht über den Menschen hat“ (Hebbel, Tageb., II, 1974) des von ihm als sicher empfundenen Glückes der wiedergewonnenen Kindheit, der Ehe (die in sich fest bleibt bei allem Wandel der äuße-

---

1) Jens Baggesen: Parthenäis oder Die Alpenreise. Ein idyll. Epos in 9 Ges. (1803).
2) Joh. Mart. Usteri: De Vikari. Ländl. Idylle in Zürcher Mundart (1831).
3) Moritz Hartmann: „Adam und Eva. Eine Idylle in 7 Gesängen.“ (1851.)
4) L. Th. Kosegarten: Jucunde. Eine ländl. Dichtg. i. 5 Eklogen (1803).
5) Karl Egon R. v. Ebert: Das Kloster. Idyll. Erzählg. i. 5 Ges. (1833).
6) Aug. Corrodi: De Herr Professer. Idyll aus dem Züribiet (1857).
7) Aug. Graf v. Platen: Idyllen u. Eklogen, 1827—1835 (Ged., 2 Bde., hg. v. Rudolf Schlösser, 1910).

ren Dinge, vergl. „Hermann und Dorothea"), der Familie. Während die Zeit unruhig, wenn auch „groß" ist, preist der Idylliker sich glücklich, zur Ruhe der kleinen Verhältnisse, zur „holden Idylle flüchten" (M. Hartmann: Adam und Eva, erster Gesang) zu können. Während aber der kindliche Idylliker sich „so einheimisch in eine Furche einnistet, daß er, wenn er aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist" (Jean Paul), muß sich der männliche Idylliker (wie Heinrich Eduard Jacob[1], entschieden zu weitgehend, von allen Idyllikern mit der einzigen Ausnahme des Franz von Assisi behauptet) „das Geviert, auf dem er seine Sanftmut anbauen und entwickeln will, erst in schwieriger Weise aus dem feindlichen Weltlauf heraushauen, heraushacken, herausschaufeln". Bei diesem Verfahren tritt manchmal (nicht, wie Jacob meint, immer) sogar ein „wütender Zug" auf, so im „Poggfred" (9. Kantus):

> Die Pforte zu, den Riegel vorgeschoben!
> Sind schon die spanischen Reiter ausgelegt,
> Wolfsgruben, tiefe Gräben ausgehoben,
> Mit Pallisaden alles eingehegt?
> Verhack, verhau! Schießscharten unten, oben!
> Ringsum die Bäume, fallreif eingesägt!
> Bertouch, mein Alter, Du allein bleibst hier;
> Ich möchte mich mal ausruhen vom Tournier.

Die narzißtisch von der Außenwelt abgezogene Lust kommt der engen Macht- und Gefühlssphäre des Idyllikers zugute, unter anderem, was für die Idylle von großer Bedeutung ist, als heitere Vertraulichkeit und Gemütlichkeit. Diese Vertraulichkeit öffnet die Schranken, die in den anderen Gattungen gewöhnlich zwischen dem Dichter und dem Leser, zwischen dem Dichter und den Personen seiner Dichtung und schließlich zwischen dem Dichter und seinen Vorgängern in der betreffenden Gattung bestehen. In der Enge der Idylle kann man nicht Distanz halten. (Mit der Männlichkeit fällt auch die Distanz.) Der Züricher Usteri z. B. erzählt den „Vikari" in ständigem Kontakt mit dem Leser. (Er sieht ihn vor sich, wie er etwa voll Erwartung den Hals streckt oder die Brille im Stillen putzt,

---

1) Hnr. Ed. Jacob: Über Sal. Geßner. Zu seinem 200. Geburtsage. (Die literar. Welt. Berlin, 4. IV. 1930.)

diskutiert mit ihm usw.) Er ist hierin Vorbild für die reiche Schweizer Dialektidyllen-Literatur in Hexametern (insbesondere für Corrodi), die sich an ihn und durch ihn an Hebel schließt. (Auch der Dialekt in der Idylle selbst, der schon bei Theokrit und in portugiesischen Schäfergedichten auftritt, geht übrigens zum Teil auf die Vertraulichkeit der Idylle zurück. Der Hinweis auf die Sprache des Kindes, das ja in der Regel im Dialekt spricht, und auf die für die Idylle, wie wir sehen werden, bedeutsame Heimat ergibt sich von selbst. Es ist kein Zufall, daß die ersten deutschen Dialektdichtungen nach längerer Zeit Idyllen, von Voss und Hebel, waren. Der alemannische Dialekt hat überdies mit seiner Vorliebe für Diminutiva, mit seinem Diminutivcharakter sozusagen, ein durchaus kindliches Gepräge, das ihn für die Idylle besonders geeignet macht. Ja man könnte ihn als den idyllischen Dialekt schlechthin bezeichnen. Auch Hebbel hat den „gemütvollen Zug, sich durch die Anrede mit dem Leser in vertrautere Beziehung zu setzen“ [1], ebenso Hartmann, Spitteler („Olympischer Frühling“), Liliencron („Poggfred“) usw. Daß der Dichter sich mit dem Leser auf gleichen Fuß stellt, führt auch dazu, daß er ihn in seine sonst nicht allgemein zugängliche Werkstatt führt oder sich von ihm bei der Arbeit über die Schulter blicken läßt. Die Dichtung entsteht so vor unseren Augen. Dies ist der Fall bei Hartmanns „Adam und Eva“, Raabes „Chronik der Sperlingsgasse“ [2], Thomas Manns „Gesang vom Kindchen“ („Vorsatz“) und in Münchhausens „Weihnachtsfest“ [3]. Besonders zahlreiche und reizvolle Belege, auf deren Darbietung hier jedoch verzichtet werden muß, finden sich im Wuz, in Heyses „Hochzeitsreise an den Walchensee“ [4] und im „Poggfred“. Die „Hochzeitsreise“ ist geradezu ein Stegreifidyll.

Wie zur Idylle selbst und ihren Lesern hat der Dichter auch zu ihren Personen ein vertrautes Verhältnis. Er spricht sie wie gute Freunde an, nimmt von ihnen am Schlusse Abschied (Hartmann) usw. Voss hat die Anrede an Personen der Dichtung zu einem stehenden Formelement gemacht, das bei allen seinen Nachfolgern (mit oft wörtlicher Anlehnung bei Kosegarten, dem Verfasser der „Jucunde“ und

---

1) Fritz Enss: Hebbels Epos „Mutter und Kind“. Diss. Marburg a. d. L. 1909.

2) Wilhelm Raabe: Die Chronik der Sperlingsgasse (1857).

3) B. Fr. v. Münchhausen: Idyllen und Lieder, 1928.

4) Paul Heyse: „Die Hochzeitsreise an den Walchensee“ 1858. (Ges. W. Bd. III. Berlin 1873.)

der „Inselfahrt[1]") wiederkehrt. Hierher gehören aber auch die „Idylle vom Bodensee", „De Herr Professer", „Die Hochzeitsreise an den Walchensee" und das Idyll Widmanns. (Besonders innig ist die Beziehung des Dichters des Wuz zu seiner Hauptgestalt. Da aber Wuz niemand anderer als Jean Paul selbst ist, erreicht hier die Vertraulichkeit den reinen Narzißmus, dessen Mischform sie ja ist.)

Und nun zur Vertraulichkeit im Verhältnis des Dichters der Idylle zu seinen Vorgängern. Im innigen Anschluß an sie trägt er oft keine Scheu, Anleihen aus ihren Werken zu machen, seine Dichtung in ihrem Zeichen zu gestalten. (Ein Goethe folgt freudig und bescheiden den Spuren Vossens, dessen „Geist" er anruft.) Diese Einbeziehung eines früheren Idyllikers oder eines früheren Idylls in das eigene Idyll nenne ich kurz „Idyll im Idyll." Sie kommt am häufigsten durch die Nennung und kurze günstige Beurteilung des Vorgängers zum Ausdruck. Das Musterbeispiel für ein „Idyll im Idyll" liefert Saars „Hermann und Dorothea". Hier kann man geradezu von „Hermann und Dorothea" in „Hermann und Dorothea" sprechen. (Goethes Werk ist nicht nur Vorbild für Namengebung, Handlungsführung, Motive, Charakterzeichnung, Umweltschilderung und Tendenz, hat nicht nur, auch buchstäblich, das letzte Wort im Saarschen „Idyll", sondern es tritt auch unmittelbar auf. Es wird vorgelesen, sein Inhalt kurz angegeben, sein Versmaß und sein Ethos gekennzeichnet und mehrere Zeilen werden zitiert.) Ein ähnliches Idyll im Idyll bietet Hartmanns „Adam und Eva", das, wie schon aus dem Titel hervorgeht, auf das biblische Idyll im Paradies Bezug nimmt. Wie Saar entnimmt auch Hartmann seinem Vor„bildchen" die Namen seiner Helden, die übrigens, wie bei Goethe und Saar, auch den Titel bilden. (Man vergleiche ferner die Überschriften der Gesänge Hartmanns: „Die Schöpfung", „Das Paradies", „Die Schlange", „Der Baum der Erkenntnis", „Der Baum des Lebens", „Und er soll Dein Herr sein", „Aus dem Paradies ins Leben"). Bei Widmann wird nach dem Muster von „Hermann und Dorothea" der Gesang, in dem der Sohn der Mutter gesteht, daß er das fremde Mädchen liebt, „Mutter und Sohn" betitelt. (Durch solche Anlehnung an ein bedeutendes, in seiner Wirkung bereits stabilisiertes Werk wird übrigens die Idylle gestützt, ihre Stimmung mitteilsamer ge-

---

1) L. Th. Kosegarten: „Die Inselfahrt oder Aloysius und Agnes. Ländl. Dichtung in 6 Eklogen", 1806.

macht.) Die Namen oder die Werke früherer Idylliker werden in der Idylle oft genannt, wie die „Luise“ und „Hermann und Dorothea“ bei Hartmann, Geßner bei Baggesen, Theokrit und Voss (die „Dioskuren der Idylle“ nach Jean Paul) bei Heyse, Theokrit bei Nietzsche[1], Oliver Goldsmith, Jean Paul (Wuz) und Voss in der „Chronik der Sperlingsgasse“. (Auf den „70. Geburtstag“ wird angespielt und der „redliche Greis in gestreifter kalmankener Jacke“ zitiert). Manchmal ist auch von den Idyllendichtern im allgemeinen die Rede, wie bei Seidel („Weinlese bei Leberecht Hühnchen“) und in Mahler Müllers „Schafschur“. Ein banaler Fall von Idyll im Idyll endlich, die Verwendung des Wortes „Idylle“ selbst und seiner Ableitungen, eventuell seiner Synonyma in der Idylle ist bei Baggesen, Stieler, Seidel, Nietzsche („Im Süden“), Ponten und besonders Kosegarten (in der Inselfahrt) zu verzeichnen.

Die Vertraulichkeit erstreckt sich weiterhin auch auf das Tier. Ein kurioser Fall solcher Tierfreundschaft in der Enge sind die Fliegen, die der Jubilar im „70. Geburtstag“ zur „Wintergesellschaft“ aufbewahrt. (Zitiert und variiert ist dieser Fall in der „Chronik der Sperlingsgasse“). Auch das Ding wird in dem engen Kreise der Idylle näher an den Menschen gebracht und oft auch geradezu vermenschlicht (bei Hebel nach Goethes bekanntem Wort „verbauert“). Ein klassisches Beispiel ist der berühmte alte Turmhahn in der gleichnamigen Idylle, diesem Stimmungsbildchen, das die Quintessenz der Idylle überhaupt ist. Eine Dingfreundschaft hat Börries von Münchhausen in seinem „Eulenfederchen“ dargestellt. (Ein Eulenfederchen bittet einmal den Dichter, mitgenommen zu werden. Es wird ihm ein wahrer „Wanderkamerad“, der ihm „beim Weiterschreiten dankerfüllt im Haar krault“, den er küßt usw.)

Wie in solcher Vertraulichkeit äußert sich die Rückkehr zur Kindheit auch in der Rolle, die die Heimat in der Idylle hat. Fast alle Idyllen spielen in der Heimat ihres Verfassers. Es ist daher sogar überflüssig, wie es gelegentlich trotzdem geschieht, von besonderen „Heimatidyllen“ zu sprechen. Von allen Idyllen Vossens spielt nur „Philemon und Bauzis“ nicht in seiner Heimat. „Unauslöschliche, bestimmende Jugenderinnerungen beseelen wie bei Goethe in ‚Hermann und Dorothea‘ die Schilderung des Milieus in „Mutter und

---

1) Friedr. Nietzsche: „Lieder des Prinzen Vogelfrei“ („Idyllen aus Messina“), 1882, Ges. W. 12. Bd. 1924.

Kind“[1] und „Hebel dichtete seine alemannischen Gedichte (1801 bis 1802) aus räumlicher und zeitlicher Entfernung von dem Lande und den Jahren, wo ihr Stoff empfangen war; eine Art Heimweh war die Stimmung, die sie erzeugte ... Die Jugenderinnerung dichtete.“[2] Widmann sagt von seinem „Pfarrhausidyll“ (in den Versen zur 4. Auflage):

> Hier wird die Heimat ihm (sc. dem Dichter) aufs neu geboren,
> Die Kindheit, die ihm wie ein Traum zerrann.

Und jeder Idylliker könnte (mit nur leichter Veränderung) seinem Werke die Verse Hartmanns (Adam und Eva) voranstellen:

> Und so müde des Zorns und müde des häßlichen Ärgers
> Flieg' ich freudig zurück auf rosig idyllischem Flügel,
> Schnell zurück in das Land, das waldige, das mich geboren,
> Und zurück in die Zeit der ersten und glücklichen Jugend.

Wenn dem Dichter die Idylle (Rückkehr in die Kindheit und damit) Rückkehr in das Land der Kindheit bedeutet (im Winteridyll[3] und im gleichfalls autobiographischen „Poggfred“ wird diese auch als solche gestaltet: der Dichter kehrt wirklich in die Heimat zurück), so steht damit ganz offensichtlich das Motiv der Rückkehr in die Heimat in Verbindung, das in zahlreichen Idyllen, namentlich, wie zu erwarten, als Eröffnung vorkommt: „Kleine Fußstapfen (O. Roquette[4]), „Gustav“ (Spitteler), „Hermann und Dorothea“ (Saar), „Der 70. Geburtstag“ (Voss), „Das Nußkernen“ (Mahler Müller), „Das Kloster“ (Ebert), „An den Menschen ein Wohlgefallen“ (Widmann), „Hannchen und die Küchlein“ (Eberhard), „Jucunde“ (Kosegarten), „Tanagra“ (Kinkel)[5].

Die feste Verwurzelung der Idylle im Leben des Verfassers, in Kindheit und Heimat hat auch zur Folge, daß es fast keine im engeren Sinne historische Idylle gibt. (Hier ergibt sich, nebenbei bemerkt, ein Ausblick auf den Gegensatz zur romantischen Dichtung, den die Idylle als, wie hier nicht näher dargelegt werden kann, klassische Dichtung auch in vielen anderen Erscheinungen aufweist.) An Ausnahmen (deren Zeitfarben überdies in der Regel nur undeutlich auf-

1) Fritz Enss: a. a. O. S. 27 f.
2) G. G. Gervinus: Gesch. d. dt. Dichtung, 5. Aufl. 1874, 5. Bd. S. 78.
3) Karl Stieler: Ein Winteridyll (Karl Stielers Werke hg. v. Karl Quenzel. s. a.) (1885).
4) Otto Roquette: Idyllen, Elegien und Monologe, Stuttgart 1882.
5) Gottfried Kinkel: Tanagra. Idyll aus Griechenland. 3. Aufl. 1886 (1883).

getragen werden) nenne ich die arkadischen Idyllen Gessners, die drei ersten Idyllen Roquettes („Naturstimmen“, „Olympia“, „Eros“) und Kinkels „Tanagra“, die im Altertum spielen, „Das hölzerne Bein“ von Gessner und „Die Muschel“ Roquettes, die einzigen Idyllen des Mittelalters überhaupt, und zwei Hutten-Idyllen, „Der Zauberer Virgilius“ von Roquette und „Huttens letzte Tage“ von K. F. Meyer. Die beiden letztgenannten Idyllen sind zugleich die einzigen, deren Held eine historische Persönlichkeit ist. (Von den autobiographischen Idyllen sehe ich dabei natürlich ab.) Daß gerade Hutten, dieser Prototyp eines Kämpfers, die einzige historische Gestalt der Idylle ist, ist gerade aus dem Gegensatz, der einen künstlerischen Reiz bot, zu erklären: Klosterzelle und Huttens Freiheitsdrang bei Roquette (Idyll am Anfang des bewegten Lebens), die Ufenau und Huttens Vergangenheit bei K. F. Meyer (Idyll am Ende):

> Ich, sonst so kampfgewohnt und wetterhart,
> Auf dieser stillen Insel werd ich zart,
> Und dessen Hand so rasch zum Schwerte fuhr,
> Friedselig werd ich hier wie die Natur.
>
> (Huttens letzte Tage)

„Huttens letzte Tage“ führen uns übrigens den idyllischen Narzißmus in einer besonderen und besonders ausgeprägten Form vor: der Selbstbespiegelung des auf sein Leben Zurückblickenden. Es gibt eine Anzahl solcher autobiographischer Idyllen. Ihre Form ist lyrisch und in der Regel zerfallen sie in Einzel„bildchen“. Ich nenne eine solche biographisch-lyrische Dichtung a u t o b i o l y r i s c h e I d y l l e. Im Grunde ist jede Idylle autobiolyrisch, im engeren Sinne aber unter anderen Mörikes „Turmhahn“ (dessen katholisches Seitenstück Drostes „Des alten Pfarrers Woche“ ist), Stielers Winteridyll und Liliencrons Poggfred.

Meyers Werk ist aber auch mit seinem Thema des Sich-Zurückziehens, Sich-Erholens vom Kampfe ein Musterbeispiel für die männliche Idylle. Wie „unser Verhältnis zur Welt, in die wir so ungern gekommen sind, es mit sich bringt, daß wir sie nicht ohne Unterbrechung aushalten und daß wir uns darum zeitweise (im Schlafe) in den vorweltlichen Zustand zurückziehen, also in die Mutterleibexistenz[1]“, so sehnt und zieht sich der männliche Idylliker einmal von allen Kämpfen und Nöten des reifen Mannes in die Ruhe, Wärme und Geborgenheit der Enge (des Mutterleibes) oder zur Unschuld und

---

1) S. F r e u d: Vorlesungen, S. 86.

zum Glück des Säuglings zurück. Beim kindlichen Idylliker liegt die Sache anders. Er hat diese Kämpfe und Nöte gar nicht kennen gelernt, denn er ist (wie Jean Paul[1] sich kennzeichnet) ein „häusliches Schaltier, das sich recht behaglich in die engsten Windungen des Gehäuses zurückschiebt und verliebt." Er ist über die autoerotische Periode noch gar nicht hinausgekommen, und während der männliche Idylliker in seinem idyllischen Erleben vorwiegend (nicht ausschließlich) in der ersten und zweiten Periode der Kindheit Boden zu fassen sucht, wurzelt der kindliche Idylliker sein ganzes Leben lang in der dritten (wenn ihm auch die erste und namentlich die zweite nicht fern sind). Damit wären aber Art und Dauer des idyllischen Erlebens auch in ihrem wechselseitigen Verhältnis erkannt und die Analyse des Idyllischen vorläufig abgeschlossen.

Es bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten, die analytische Betrachtung, die sich unserer Meinung nach für die Idylle fruchtbar erwiesen hat, auf andere zunächst relativ eng begrenzte Dichtungsgattungen auszudehnen.

1) Ferd. Josef Schneider: Jean Pauls Jugend und erstes Auftreten in der Literatur, 1905.

Freuds „Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse"

Von

Richard Sterba (Wien)

Je tiefer wir in das Studium der seelischen Vorgänge eindringen, desto mehr erkennen wir deren Reichhaltigkeit und Verwicklung. Manche einfache Formel, die uns anfangs zu entsprechen schien, hat sich später als unzureichend herausgestellt. Wir werden nicht müde, sie abzuändern und zu verbessern. (Aus der XXXII. Vorlesung.)

Der Inhalt des neuen Buches von Freud entspricht der Doppeldeutigkeit des Wortes „Folge". In vieler Hinsicht ist das Buch eine neue Auflage, in vieler anderer eine Fortsetzung des Inhaltes der alten Vorlesungen. Zwischen den ersten und den neuen Vorlesungen liegt ein Zeitraum von sechzehn und siebzehn Jahren. — Die ersten Vorlesungen gelten uns bekanntlich als das Vollendetste an großzügiger Darstellung der analytischen Erkenntnisse. Die drei Vorlesungen über die Fehlleistung, die elf über den Traum, die dreizehn über die allgemeine Neurosenlehre zeichnen in kräftig gezogenen Linien das Grundgerüst des psychoanalytischen Lehrgebäudes. Mit einer freundlichen Gewalt des Denkens, der man sich zwingend unterwerfen muß, führt Freud darin die Wege, die er in die Dickichte des Unerkannten, des Abgewiesenen, des Vorverurteilten geschlagen hat. Ihm in seiner Darstellung folgen, heißt das Erlebnis des Lichtwerdens im Wissen aus dem Dunkel des Nichterkannten mitfühlen, mitdenken, mitsehen. In keiner Darstellung auf wissenschaftlichem Gebiet ist je dieses Erlebnis so erschütternd vermittelt worden wie in den ersten Vorlesungen. Man merkt, die Arbeit stammt noch aus einer kämpferischen Zeit der Analyse, und dem Kampf, der Offensive darin verdankt sie ihre gehobene, geläutert klare, überzeugungskräftige Darstellung.

Die erste Vorlesung der Neuen Folge, die „Revision der Traumlehre" setzt im Gegensatz dazu mit behaglicher Gelassenheit ein; man spürt das Geschlossen-Feste gerade dieses Wissensgebietes der Analyse

nach allen Seiten. Die Wiedergabe ist mit ruhiger Klugheit geführt, wie eben gesichertes Gut von einem Meister der Darstellung übermittelt wird. Das Thema der Traumlehre ist trotz den wiederholten Darstellungen, die Freud im Laufe der Jahrzehnte gegeben hat, in dieser Vorlesung frisch mit neuen Reizen, unermüdlich in neuen Kombinationen behandelt. Die Form, zu imaginären Hörern zu sprechen, an die zu denken an keiner Stelle vergessen wird, gibt Gelegenheit zu reizvoller Dialektik. An diesem „Schibboleth" der Analyse rollt Freud vor uns gleichzeitig die Übersicht über die Schar seiner Mitarbeiter auf, versichert er sich und uns der Höhe ihrer Qualitäten. Man merkt an der Lebendigkeit in der Wiedergabe des Themas, wieviel Zuversicht, Überzeugung von der Richtigkeit benachbarter, verwandter Funde er sich, wie er uns an anderer Stelle versichert, immer wieder aus der Traumlehre geholt hat; sie bleibt sein liebstes Kind.

Das zweite Kapitel, „Traum und Okkultismus", fügt sich lose an das erste an. Es ist für diese Vorlesungen bezeichnend, daß sie geschlossener Übergänge entbehren, sie folgen einander nicht notwendig. So erhält das neue Buch den Charakter des Revisionären, es ist wie eine Heerschau dessen, was seit der ersten Folge der Vorlesungen neu gewonnen wurde. — Im Kapitel „Traum und Okkultismus" sind zwei frühere Schriften aufgearbeitet, u. zw. „Traum und Telepathie" aus dem Jahre 1922 und der Abschnitt: „Die okkulte Bedeutung des Traumes" aus dem Zusatzkapitel C der „Traumdeutung". Die Einfügung dieser Vorlesung in die gesamte Folge ist nicht sofort aufscheinend. Der Anschluß an die Traumlehre bestimmt zunächst ihre Stellung. Ihre Wirkung aber äußert sie erst in Bezug auf die letzte Vorlesung: „Über eine Weltanschauung". Sie nimmt die Widerlegung eines Einwandes gegen diese letzte Vorlesung vorweg, des Einwandes nämlich, Freud sei in seiner „einseitig mechanistischen Auffassung" beflissen, „Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt", zu übersehen. Freud versucht in dieser XXX. Vorlesung mit wissenschaftlicher Unvoreingenommenheit dem okkulten Phänomen sich zu nähern und findet, daß die wissenschaftliche Einstellung erlaube, telepathische Erscheinungen anzuerkennen, ja daß die Analyse im besonderen befähigt sei, solche Erscheinungen überhaupt erst aufzudecken; denn in allen geschilderten Fällen handelt es sich um das Erraten — besser um die telepathische Übermittlung — unbewußter, nur durch Analyse aufdeckbarer seelischer Inhalte durch andere Personen. Über das telepathische

Phänomen hinaus aber liegen für Freud exakte, glaubhafte, nachprüfbare okkulte Tatbestände nicht vor. Das Kapitel ist ein Dokument der ehrlichen Bereitschaft, vorurteilsfrei alles Beobachtbare anzuerkennen und zur wissenschaftlichen Betrachtung zuzulassen.

Die nächste Vorlesung handelt von der „Zerlegung der psychischen Persönlichkeit". Die wichtigsten Erkenntnisse der Analyse auf strukturellem Gebiet sind darin eingetragen. Das Phänomen des Gewissens wird vor allem seiner Funktion und seiner Genese nach in den Mittelpunkt gestellt. Die Aufstellung des Über-Ichs wird neuerdings darin abgeleitet und gerechtfertigt, seine Funktion als Sammelstätte der von der Außenwelt zurückgewiesenen Aggression wieder deutlich gemacht. Diese strukturelle Untersuchung führt zur Notwendigkeit, den Begriff des Unbewußten neuerlich festzulegen, ihn gegen das Verdrängte abzugrenzen. Das Es, dieser bei Freud in „Das Ich und das Es" erstmalig auftauchende Begriff, von Groddeck übernommen, erfährt eine klare Inhaltsbestimmung, Stellung und Abgrenzung. Eine Zeichnung, leicht verändert gegenüber der in „Das Ich und das Es", gibt die strukturellen Verhältnisse auf die Fläche projiziert wieder. Was aber den Text so hervorragend bedeutend macht, ist die polydimensionale Darstellung, die hier eine selbst von Freud bisher unerreichte Höhe erlangt. Die Schwierigkeit der Mischung verschiedener Gesichtspunkte, des topischen, des strukturellen und des genetischen, wird darin mit erstaunlicher Mühelosigkeit bewältigt. Der Beziehungsreichtum der Teile der Darstellung zueinander, die Auflösung der Funde ineinander, die Identität der Ergebnisse bei Annäherung von den verschiedenen Seiten geben diesem und dem nächsten Kapitel die Qualität des großen architektonischen Kunstwerks.

In die Beschreibung der Funktion des Ichs, das drei Herren dienen muß, und das die rettende Insel ist, auf deren Vergrößerung durch die Kulturarbeit unsere Hoffnung für die Zukunft der Menschheit beruht, klingt die XXXI. Vorlesung aus.

Die organische Verknüpfung mit der XXXII. Vorlesung geht von der Aufzeigung einer weiteren Funktion des Ichs aus. Es werden seine schwierigsten Herren und Gegner, die Triebe dargestellt, erläutert, ihre Ordnung, die durch die Einteilung in Lebens- und Todestriebe eine neue geworden ist, revidiert. Dem Aggressionstrieb und der Schwierigkeit seiner Bewältigung wird so entsprechend den neueren Erkenntnissen aus dem „Jenseits des Lustprinzips" und aus dem „Unbehagen in der Kultur" ein erhöhter, breiterer, führender Platz in der

Problematik der Triebe und ihrer Bewältigung durch das Ich eingeräumt. Die Todestriebtheorie, die zu den genialsten Konzeptionen des Meisters zählt, wird aufgerollt, beleuchtet, ihre wirksamen Ausstrahlungen auf andere Gebiete der Theorie, auf das Problem des Masochismus, des Schuldgefühls, der negativen therapeutischen Reaktion, der allgemeinen Aggressionsneigung der Menschen werden aufgezeigt. Ein großer Raum in der Vorlesung aber gilt dem mächtigsten Mittel des Ichs im Kampf gegen das Es, der Angst.

Das Problem der Angst wird zunächst seiner Entwicklung in der Psychoanalyse nach vorgebracht. Die erste Orientierung auf dem Gebiete des Angstproblems war eine nach den Bedingungen, unter denen die Angst auftrat. Die äußere Gefahr ist der typische, regelmäßige, begründete Anlaß zur Angstbereitschaft, die sich als ein Zustand gesteigerter sensorischer Aufmerksamkeit und motorischer Spannung darbot. Aus ihr kann die Angstentwicklung erfolgen, indem der Angstaffekt nach dem Vorbilde und in Wiederholung des alten traumatischen Erlebnisses der Geburt sich bildet. Die neurotische Angst mußte wohl als von derselben Natur wie die Realangst erkannt werden; ein Umstand aber legte den Gedanken nahe, daß ihre Herkunft eine andere sei als die der Realangst. Wenn die Libido bei sexueller Erregung nicht zur Abfuhr kommen konnte, trat an ihrer Stelle Angst auf (aktualneurotische Angst). Daraus lag der Schluß nahe, die aktualneurotische Angst sei ein Umwandlungsprodukt der Libido, sie verhalte sich zur Libido wie der Essig zum Wein. Dementsprechend nahm Freud an, daß auch die übrige neurotische Angst ein Umwandlungsprodukt aus unverwendbarer Libido sei. Er stellte sich vor, sie entstehe aus der Libido einer Triebregung dann, wenn diese der Verdrängung verfalle. Die erste Folge der Vorlesungen entwickelt diese Theorie; Freud wiederholt ihre Ableitung in der XXXII. Vorlesung und bereitet so den Boden für das Verständnis der neueren Erkenntnisse vor.

Für das Angstproblem gilt wie für kein anderes das Motto, das wir an die Spitze unserer Ausführungen gesetzt haben. Entsprechend dem Fortschritt der Erkenntnisse hat Freud im Jahre 1926 in „Hemmung, Symptom und Angst" die bisherige Theorie der neurotischen Angst entkräftet und eine neue geschaffen, deren Fruchtbarkeit sich darin zeigt, wie viele Teilprobleme damit wie mit einem Schlag ihre Lösung fanden. Die Abgrenzung des Ichs und die Erkenntnis seiner Funktionen hat hier ihre wichtigste Frucht gebracht. — Die Angst ist,

wie in „Hemmung, Symptom und Angst“ erläutert wird, zweifellos dem Ich zuzuteilen, als passives Erlebnis sowohl wie als Produkt. Das Ich ist die „Angststätte“ und das Ich gebraucht die Angst, die es einerseits erleidet, andererseits als mächtigsten Helfer im Kampf gegen die dunkeln Mächte, die ihren Willen am Ich erzwingen wollen, gegen die Triebe. Das Ich erzeugt nach der neueren Ansicht Freuds die Angst probeweise nach dem Vorbild der Erlebnisse, die es unter der Einwirkung traumatischer Momente erfährt, dann, wenn ihm die Gefahr solcher traumatischer Einbrüche neuerlich droht. Die erste große traumatische Störung im Seelischen aber ist die Geburt. Die folgenden drohenden traumatischen Momente der Kindheit sind der Liebesentzug und die Kastration, beide wie reale Gefahren gefürchtet. Die Beziehung des Angstaffektes zur Geburt wird aus dem Verständnis des Signalcharakters der Angst inniger. Die phobische Angst wird damit zur Warnung; sie nimmt vorweg, was bei Einbruch des gefährlichen traumatischen Momentes geschehen könnte, indem das Ich die Unlustsensationen und Reaktionen des Traumas der Geburt reproduziert. Und die unerträgliche Unlustspannung, mit der der Angstaffekt einhergeht, rüttelt an das „allmächtige“ Lust-Unlustprinzip, von dem aus die dem Es entstammende Regung automatisch gestopt wird.

Die Konzeption des Angstsignals bringt als Neuerkenntnis zunächst die Umkehrung des Verhältnisses von Angst und Verdrängung zueinander. Nicht die Verdrängung erzeugt die Angst, sondern die Angst erzwingt die Verdrängung. Wie sehr diese dynamische Einsicht unser Verständnis des Verdrängungsvorganges gefördert hat, läßt sich kaum wiedergeben.

Diese Beobachtungs- und Denkergebnisse aus „Hemmung, Symptom und Angst“ sind nun in wohlgeordneter zwingender Folge im neuen Buche so dargelegt, daß sie jedem mit der Materie einigermaßen Vertrauten verständlich sind. — Und das *„non liquet“* am Ende des 4. Kapitels von „Hemmung, Symptom und Angst“ wird aufgehoben. Dort hieß es von der aktualneurotischen und der phobischen Angst: „Die Reduktion der beiden Ursprünge der Angst auf einen einzigen läßt sich nicht leicht durchführen“. In der Neuen Folge ist sie durchgeführt. Die phobische Angst ist ein Warnungssignal vor der Gefahr, als Reaktionsprobe vorweggenommen dem Einbruch traumatischer Momente, bestimmt, diesen Einbruch durch den Appell an das Lust-Unlustprinzip zu vermeiden. Die Aktualangst ist die Reaktion selbst auf traumatische Libidoeinbrüche ins Ich. Während

die phobische Angst einem Gleichwie als Warnung entspricht, entsteht in der Aktualangst im Ich die ökonomische Störung neu, deren Reaktionen in der phobischen Angstentwicklung vorweggenommen und zur Warnung vom Ich erzeugt werden. So ist die Aktualangst passives Erleiden, die phobische Angst aber auch aktives Produkt des Ichs. Das *„non liquet“* von Aktualangst und phobischer Angst ist damit durch eine wohlverständliche Klarheit abgelöst.

Die XXXIII. Vorlesung handelt vom Thema der weiblichen Entwicklung, das seit langem Schwierigkeiten für das Verständnis bot und das, durch die Vorarbeiten von Helene Deutsch, Ruth Mack-Brunswick und Jeanne Lampl-de Groot aktuell geworden, Freud in jüngster Zeit zu einer wichtigen und aufschlußreichen Publikation veranlaßt hat. („Über die weibliche Sexualität“. „Int. Zeitschr. f. Psychoanalyse“ Bd. XVII, 1931.)

Diese Vorlesung ist eine „Probe analytischer „Detailarbeit“, wie es im Text heißt. Aber von dieser Detailarbeit aus fallen Schlaglichter auf die wichtigsten Fragen der Psychologie bis an die Grenzen des Biologischen.

Am „Rätsel Weib“ sind der Analyse in jüngster Zeit neue Teillösungen gelungen; auch diese wie die meisten anderen von der Psychoanalyse geförderten Lösungen, brachte die genetische Erforschung. Die psychoarchäologische Fragestellung: „Wie ist geworden, was ist, und was war es vorher?“ hat in mühevollster Kleinarbeit an der Entwicklung des kleinen Mädchens vor der Ödipusphase eine mächtige, durch die spätere Vaterbindung überdeckte, in sie umgewandelte Triebvergangenheit finden lassen. Die Bindung an den Vater, wie sie im Ödipuskomplex des kleinen Mädchens bis in die Reifungszeit und darüber hinaus gefunden wird, erweist sich als ein sekundäres Produkt. Sie ist eine „Überschreibung“ der Beziehung, die ursprünglich der Mutter gilt, auf den Vater. „Diese Einsicht in die präödipale Vorzeit des Mädchens wirkt als Überraschung, ähnlich wie auf anderem Gebiet die Aufdeckung der minoisch-mykenischen Kultur hinter der griechischen“ („Über die weibliche Sexualität“). Dem Nichtanalytiker wird es kaum verständlich zu machen sein, welche Lösung der Schwierigkeit für das Verständnis in weiblichen Analysen die Aufdeckung der präoedipalen Mutterbindung gebracht hat. Es war wirklich, als ob in einem dunklen Raum plötzlich Licht würde. Ein Kapitel „Die Weiblichkeit“ war erst nach diesem Funde möglich und gerechtfertigt. Die Rolle des Penisneides der Frau wird nunmehr tiefer verständlich, ihr

Kastrationskomplex in seiner mutterlösenden, vaterbindenden Funktion bedeutender gesehen. Nach der Entdeckung des eigenen genitalen Mangels macht das kleine Mädchen die Mutter für ihn verantwortlich; alle unterdrückte Auflehnung gegen die erzieherischen Einschränkungen, alle Eifersucht, alle Enttäuschungen brechen jetzt erst zu einem intensiven Haß gegen die Mutter aus und der bisher teils nebenher geliebte, teils als Rivale abgelehnte Vater wird in der Hoffnung, von ihm als Ersatz des Penis das Kind zu bekommen, zum Liebesobjekt genommen. Die Darstellung der schwierigen Wegteilungen in der Folge der Entwicklung des kleinen Mädchens, die in Neurose, Männlichkeitskomplex und normale Weiblichkeit führen, und wie sie im einzelnen gewählt werden, nimmt einen Teil der Vorlesung ein. Eine vorsichtige Aussage über die Besonderheiten der weiblichen Psyche, wie sie dem Manne so rätselvoll erscheinen, schließt diese Vorlesung. Auch in ihr zeigt die Darstellung höchsten sprachlichen Umfang bei sparsamster Verwendung. Dem ist es zu danken, wenn die Bedeutung des Einzelfaktums immer wieder in ein größeres, wissenschaftlich orientiertes Gesamtbild eingebettet ist. Selbst an der Darstellung der Detailarbeit wird so in diesem Buch der Zusammenhang mit größerem, auch über die Analyse hinausgehenden, wissenschaftlichen Überblick spürbar.

Die XXXIV. Vorlesung bildet den Auftakt zur letzten. Sie ist „Aufklärungen, Anwendungen und Orientierungen" überschrieben. Freud überschaut darin zunächst die Stellung der Analyse in der heutigen gebildeten Welt und warnt vor Überschätzung der Anerkennung. Die Psychoanalyse ist ein mühsam erwerbbares Gut und nur, wer sich der Mühe einer Analyse selbst unterzieht, kann um ihre Bedeutung wissen. Jeder andere bleibt an ihrer Oberfläche und seine Widerstände hindern ihn an tieferer Erfassung, ja zwingen ihn zur Ablehnung der Erkenntnisse. Infolge der Unumstößlichkeit ihrer Ergebnisse, die von den anderen Wissenschaften deshalb anerkannt werden müssen, weil viele der analytischen Erklärungen zu aufschlußreich für andere Wissenszweige geworden sind, als daß sie noch entbehrt werden könnten, verschiebt sich der Widerstand aus der wissenschaftlichen Welt allmählich in die breite Schichte der Laien und Gebildeten, die aus ihrer oberflächlichen Kenntnis die Analyse nach persönlichem Geschmack verurteilen zu dürfen glauben. Diesem Widerstande aber ist nicht mit Argumenten beizukommen, und ihnen nicht zu antworten, sei der beste Weg, meint Freud.

Die Abfallsbewegungen werden kurz abgetan, vor allem wird der Vorwurf der Intoleranz gegen diese entkräftet. Ihre Führer wollten etwas Anderes als die analytischen Ergebnisse bieten konnten, und Freud betont, daß sie zu ihrer eigenen Erleichterung ausgeschieden sind. Es mag von Interesse sein, daß keiner der Abgefallenen einer tiefergehenden Analyse unterzogen war, weder Adler, noch Jung, noch Rank, noch Stekel. Und fest zur Psychoanalyse stehen und sie ertragen kann nur, wer durch tiefe Introspektion in eigener Analyse die Überzeugung ihres Wahrheitsgehaltes erworben hat.

Unter den Anwendungen, die im übrigen kurz gestreift werden, verweilt Freud nur länger bei der Anwendung auf pädagogischem Gebiet. Sie ist die bedeutendste, weil sie das beim Erwachsenen Erschlossene durch direkte Beobachtung bestätigt, und weil sie die Domäne der Neurosenprophylaxe betrifft. Freud nennt die Anwendung auf die Pädagogik „vielleicht das Wichtigste von allem, was die Analyse betreibt". Und Geist von seinem Geist ist es, der auch hier fruchtbarste Arbeit leistet. Anna Freud bürgt für die Exaktheit und Erkenntnistiefe der analytischen Bearbeitung des pädagogischen Gebietes.

Die Psychoanalyse als Therapie wird in dieser Vorlesung gewogen und für gut befunden. Sie ist „das über jeden Zweifel mächtigste der psychotherapeutischen Verfahren". Sie hat ihre Schranken, die Freud beinahe zu enge zieht, sie hat den Nachteil der großen Arbeit und langen Dauer. Aber sie bleibt für schwere Formen der Neurose die Therapie der Wahl.

In dieser Vorlesung zeigt sich vielleicht am deutlichsten der Charakter des Buches. Die Zusammenhänge sind locker, die Darstellung hat etwas Revisionäres, es ist eine Überschau, nicht nur des Gewonnenen, sondern zugleich der Lücken zwischen ihm. Eine deutliche Abgrenzung der tiefen Buchten, mit denen das Meer des noch Unbekannten in das Land des festeren Wissens hineinreicht. Und zugleich eine zähe Befestigung jedes neu eroberten Landstrichs, jeder Zunge des Eroberten, eine Arbeit, die den Vergleich mit der Zuydersee nicht nur für die Therapie brauchbar macht.

Die letzte Vorlesung heißt „Über eine Weltanschauung". In ihr erhebt sich Freud aus dem Kreis des analytischen Wissensbereiches und tritt in einen größeren ein. Das Kapitel beginnt mit einer Definition von solcher Klarheit, Umfassung und Tiefe, daß an ihr die ganze große, geistige Gewalt des Genius sich offenbart: „. . . eine Welt-

anschauung ist eine intellektuelle Konstruktion, die alle Probleme unseres Daseins aus einer übergeordneten Annahme einheitlich löst, in der demnach keine Frage offen bleibt und alles, was unser Interesse hat, seinen bestimmten Platz findet"[1]. Vier große Weltanschauungen werden geschlossen darin aufgerollt. Die religiöse, die philosophische, die anarchistische mit ihrem mystischen Hintergrund und die marxistische. Die fünfte, zu der auch Freud sich bekennt, und die er selbst als „wissenschaftlichen Agnostizismus" bezeichnet hat, findet die breiteste aber auch zerstreuteste Darstellung. Und das deshalb, weil sie als Maß der anderen verwendet und dafür stückweise aufgerichtet, entwickelt und ergänzt wird. Seiner ständig genützten fruchtbaren Führung des Erkenntnisweges getreu legt Freud auch an die vier erstgenannten Weltanschauungen die Instrumente seiner genetischen Schürfung an. In großartigster Weise an die religiöse Weltanschauung. Wie die drei wesentlichsten Stücke an ihr, die Kosmogonie, der Schutz im Leben, und die Vorschrift für das Verhalten, durch die Sammlung in die Funktionen des Vaters eine einheitlich verständliche Ableitung erfahren, ist von Freud niemals vorher so überzeugend gezeigt worden. Und daß alle anderen Weltanschauungen wesentlichste Stücke gerade der religiösen entnehmen, die so zur wichtigsten erhoben ist. Alle wollen die Wunschwelt an Stelle der realen setzen, wollen uns Menschen zu Kindern niederdrücken, in Hilflosigkeit, Abhängigkeit und Unfreiheit, und nur die eine, die wissenschaftliche, trifft den rechten Ansatz, der Menschheit aus dieser Kindheit herauszuhelfen. Sie ist die einzige, die dem Intellekt, diesem überragenden Instrument der Menschheit, zu entsprechender Benützung verhilft.

Diese Vorlesung zeigt Freud neuerdings als Kämpfer. Da seine

---

1) In Absehung der geringen inhaltlichen Differenz läßt doch erst ein Vergleich dieser Definition mit der eines Gelehrten der Weltanschauungen die Geschlossenheit und Universalität der Freudschen Definition ganz verspüren. Jaspers setzt an die Spitze seines Buches „Psychologie der Weltanschauungen" folgende Begriffsbestimmung: „Was ist Weltanschauung? Etwas Ganzes und etwas Universales. Wenn z. B. vom Wissen die Rede ist: nicht einzelnes Fachwissen, sondern das Wissen als eine Ganzheit, als Kosmos. Aber Weltanschauung ist nicht bloß ein Wissen, sondern sie offenbart sich in Wertungen, Lebensgestaltung, Schicksal, in der erlebten Rangordnung der Werte. Oder beides in anderer Ausdrucksweise: wenn wir von Weltanschauungen sprechen, so meinen wir Ideen, das Letzte und das Totale des Menschen, sowohl subjektiv als Erlebnis und Kraft und Gesinnung, wie objektiv als gegenständlich gestaltete Welt."

wissenschaftlichen Ergebnisse nunmehr unerschütterlich feststehen, breitet er vor uns aus, welche innere Einstellung ihn seine Ergebnisse hat finden, sie verteidigen und sie erfolgreich werden lassen. Und wie der Kampf mit dem Ergebnis nicht ruhen darf, wie man gegen die Feinde der Wissenschaft, dieser jüngsten Errungenschaft des menschlichen Geistes, rege sein müsse bis in sein hohes Alter. Und welcher Härte gegen sich selbst und welcher Illusionslosigkeit es bedarf, in diesem Kampf als „Ritter zwischen Tod und Teufel“ zu stehen. In seinem ehernen Defensivwillen für erkannte Wahrheit und für die Zukunft der Erkenntnis ist er der kräftigste Streiter der scientia militans.

In diesem Ringen um die Zukunft der Wissenschaft vermag Freud alles oft Gesagte so frisch, so farbig, so klug zu geben, wie es nur werden kann, wenn die Verteidigung des höchsten Gutes den Geist zu äußerster Lebendigkeit spornt. Und diese jugendliche Frische mengt sich mit der hart erworbenen Erkentnis, daß der Weg zur Wahrheit zögernd, mühsam und illusionslos ist, zu höchster Kraft und kostbarster Weisheit. So kann uns sein leuchtendes Beispiel den Mut vermehren, wie er — unter Verzicht auf alle Illusionen — die Wahrheit durch alle erstaunlichen Schwierigkeiten als das einzige Gut für Gegenwart und Zukunft zu erstreben.

Das Institut zur wissenschaftlichen Behandlung der Kriminalität, London

Von

Edward Glover

Im vergangenen Jahr hat eine Anzahl von Psychologen, Soziologen und Gerichtsmedizinern in London an der Gründung eines Instituts zur wissenschaftlichen Behandlung der Kriminalität gearbeitet. Dieses soll dazu dienen, die vorhandenen Bestrebungen auf diesem Gebiete zusammenzufassen, eine Klinik zur Behandlung Krimineller zu gründen, die öffentliche Meinung zu interessieren usw. Die Psychoanalyse ist bei diesem neuen Unternehmen in einer ihrer Bedeutung entsprechenden Weise vertreten: Professor Freud, Dr. Jones und Dr. Glover sind unter den Vizepräsidenten. Dr. Glover ist auch Vorsitzender des Beratungsausschusses, dem als Mitglieder u. a. die psychoanalytischen Kollegen Dr. Eder, Dr. Rickman und Dr. Pailthorpe angehören.

Die Eröffnungssitzung fand am 29. XI. 1932 im University College unter dem Vorsitz von Dr. Glover statt. Anwesend waren etwa 300 Personen. Es sprachen u. a. Winifred Cullis, Professor an der Universität London, Lord Feversham, Vorsitzender der „National Organisation of Probation Officers", Dr. Hadfield, Dozent für Medizinische Psychologie an der Universität London, Dr. Rees, Stellvertretender Direktor des Instituts für Medizinische Psychologie, und Dr. Emanuel Miller, Direktor der East London Child Guidance Clinic.

Im Folgenden geben wir die Eröffnungsansprache und die Schlußrede Dr. Glovers im Auszug wieder:

Meine Damen und Herren! Das Institut zur wissenschaftlichen Behandlung der Kriminalität macht sich keine falschen Illusionen; es kennt seine Schwächen ebenso gut wie seine großen künftigen Möglichkeiten. Wir haben beschlossen, es mit nicht mehr Getöse einzuweihen, als unbedingt erforderlich ist, um die Aufmerksamkeit auf seine Bedürfnisse zu lenken. Auf diese möchte ich Sie mit voller Deutlichkeit hinweisen und es den andern Rednern überlassen, die Gründung des Institutes zu rechtfertigen.

Um einen kurzen Bericht über das Institut zu geben: es erwuchs aus der Überzeugung einer Anzahl von Menschen, daß eine Nation von Erwachsenen nicht fortfahren dürfe, die kriminologischen Probleme mit der rohen Diagnose und primitiven Therapie eines zweijährigen Kindes zu be-

handeln. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß unser Strafrecht tatsächlich aus den primitiven Rechtsauffassungen und dem grausamen Verhalten kleiner Kinder entstanden ist, und daß der erste Schritt zu einer zweckentsprechenden Behandlung der Kriminalität der sein muß, Haß, Wut und Angst auszuschalten. Praktisch können wir dies nur erreichen, indem wir die wissenschaftlichen Bestrebungen, die die Kriminologie aus einer primitiven Moral zu einer Wissenschaft gestalten wollen, organisieren. In der Annahme, daß diese unsere Überzeugung von den meisten Denkenden geteilt wird, haben wir uns zusammengetan und dieses Institut gegründet. Es mag leichtsinnig erscheinen, daß wir dies zu einer Zeit der allgemeinen Depression unternommen haben, aber wir taten es in der Hoffnung, daß diese soziale und moralische Ebbe wieder von einer Flut abgelöst wird, und daß es später möglich sein wird, großzügigere Förderungen zu erhalten, wenn es jetzt nur gelingt das Projekt zu sichern.

Etwas möchte ich noch hervorheben. Unter den Gründern dieser neuen Gesellschaft waren nicht nur Mitglieder verschiedener humanitärer und Reformbestrebungen, sondern auch fast jede Richtung der soziologischen, ärztlichen und psychologischen Auffassung war vertreten, — meiner Ansicht nach ein bemerkenswertes Phänomen! Als Vorsitzender des Technischen Beratungsausschusses fand ich, daß angesichts der dringenden gemeinsamen Aufgabe alle Meinungsverschiedenheiten völlig zurücktraten. Aber diese Einstimmigkeit allein bildet noch kein Institut und wenn wir nur wenig Unterstützung finden, werden wir nur wenig leisten können. Wir können einige Fälle aus wissenschaftlichem Interesse behandeln, einige Vorträge halten, an die Zeitungen Zuschriften richten, aber wir werden keinen großen Einfluß gewinnen und von der Regierung nicht beachtet werden. Wir müssen Mut zum Handeln haben und darum haben wir es uns zum Ziel gesetzt, die verstreuten Kräfte der Kriminologie zu sammeln, die verschiedenen Körperschaften, die nach aufgeklärten und wissenschaftlichen Prinzipien, aber zur Zeit von einander isoliert auf diesem Gebiete arbeiten, zu vereinigen, die psychotherapeutischen Bestrebungen, Kliniken, Polikliniken, Beratungs- und Wohlfahrtsstellen zu organisieren, das Verständnis und die Mitarbeit der Juristen und der Verwaltung zu gewinnen und großzügige philantropische Unterstützung zu sichern. Diese Sitzung bedeutet den ersten Schritt: wir haben die Vertreter verschiedener repräsentativer Körperschaften eingeladen, um Ihnen zu sagen, daß das Institut von Ihnen Opfer an Zeit, Energie und wissenschaftlicher Priorität verlangt. Ich erwähnte die wissenschaftliche Priorität. Es wäre wohl ein Ruhmestitel einer jeden Organisation, wenn sie ein Allheilmittel für die Kriminalität verkünden könnte. Doch ich fürchte, dies ist wohl nur ein Traum. Das Institut ist überzeugt, daß nur dann Hoffnung besteht, genügenden Antrieb zu einer rationellen kriminologischen Bewegung zu geben, wenn es gelingt, die Bemühungen einer großen Anzahl von Gesellschaften und Institutionen zu zentralisieren und einzuordnen.

Ich möchte aber diejenigen von Ihnen, die bereit sind diese Bewegung zu unterstützen, warnen, da Sie jahrelang die Verachtung und den Spott eines skeptischen Publikums zu ertragen haben werden. Ein wichtiger Punkt in dem Programm des Institutes für wissenschaftliche Behandlung der Kriminalität ist folgender: die Aufgabe, zu beweisen, was für die Behandlung der Kriminalität geleistet werden kann, wird durch die wichtige Untersuchung, was nicht geleistet werden kann, ergänzt.

(Die Schlußrede):

Meine Damen und Herren! Wenn das Institut auch erst seit einem Jahr besteht, so muß man doch gerechterweise anerkennen, daß es in dieser kurzen Zeit all das geleistet hat, was man erwarten konnte. Zunächst war es damit beschäftigt, seine eigene Organisation auszubauen. In seinem Technischen Beratungsausschuß waren schon bis jetzt alle Nüancen der psychologischen und der soziologischen Auffassung vertreten. Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß vor kurzem Professor Malinowski und Professor Seligman sich bereit erklärten, diesem Ausschuß beizutreten. Nunmehr haben wir die Möglichkeit über alle ethnologischen Probleme der Kriminologie von berufener Seite Auskunft zu erhalten. Die Bedeutung der ethnologischen Kriminologie für das Verständnis der Kriminalität in zivilisierten Gesellschaften braucht wohl nicht weiter betont zu werden.

Das Institut hat es auch übernommen, einen vorläufigen Überblick über die vorhandenen Untersuchungs- und Behandlungsmöglichkeiten zu gewinnen und hat großzügige Unterstützung erhalten. Durch Zusammenarbeit mit einem Londoner Krankenhaus ist das Institut in der Lage, eine Behandlungsstelle für die erste Zeit zu errichten. Weiter hoffen wir ein Verzeichnis der beglaubigten Stellen zusammenzustellen, an die die Richter Fälle schicken können, wenn wir das Einverständnis der Regierung erhalten haben. Ferner wollen wir ein Verzeichnis von Einzelpersonen, von ausgebildeten Psychologen anlegen, die zwar augenblicklich nicht an einem Krankenhaus angestellt sind, aber bereit sind, Kriminelle zur Untersuchung und Behandlung zu übernehmen.

Das Institut veranstaltet eine Reihe von Vorlesungen für seine Mitglieder und andere Personen, die sich für die soziologischen, psychologischen, juristischen und ethnologischen Probleme der Kriminalität interessieren. Wir sind auch bereit, falls sich Bedarf zeigt, Gesellschaften speziellere Vorträge über Psychologie des Verbrechens zu halten. Andere Tätigkeiten, die das Institut schon in Angriff genommen hat, erstrecken sich auf die Untersuchung von Gerichtsverhandlungen, Parlamentsberichten, usw., die sich mit Verbrechen befassen. Auf Grund seines repräsentativen Charakters hält das Institut sich für besonders qualifiziert, den offiziellen Stellen Gutachten über solche Berichte vorzulegen. Es fühlt sich auch berechtigt, Vorschläge zur Modifizierung bestehender Verordnungen und Gesetze einzubringen.

Das nächste dringende Problem ist die Errichtung einer Zentralstelle für

die Tätigkeit des Institutes. Diese könnte entweder ein rein administratives Zentrum sein oder ein administratives Zentrum, das zugleich Untersuchungs- und Behandlungszwecken dient, — mit andern Worten eine Klinik. Durch den Vorschlag, daß das Institut eine eigene Klinik errichten wolle, könnten unnötige Befürchtungen geweckt werden, daß dadurch ein Eingriff in den Wirkungsbereich anderer Institute erfolgen könnte. Ich glaube, daß diese Besorgnis unbegründet ist. Zunächst reichen die vorhandenen Möglichkeiten in keiner Weise für die Überfülle des Materials. Gerade heute untersuchte ich in der psychoanalytischen Klinik einen Fall von Kriminalität, bei dem Gefühle von sozialer Minderwertigkeit und eine latente homosexuelle Einstellung mit phantastischem Lügen und Stehlen einhergingen, ein typisches psychologisches Syndrom. Dieses Individuum verdankt es nur der Freundlichkeit seiner verschiedenen Arbeitgeber, daß es bis jetzt dem Gefängnis entgangen ist. Die Zahl der bei uns vorgemerkten Patienten ist aber so groß, daß wir ihm frühestens in zwei Jahren eine Behandlung ermöglichen können. Da andere Kliniken nicht weniger in Anspruch genommen sind, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß dieser junge Mann im Gefängnis sein wird, bevor man ihm eine vorbeugende Behandlung ermöglichen kann. — Ferner aber stellt die Kriminalität eine spezifische Erscheinung dar, die zwar den Psychosen und Neurosen verwandt ist, aber zweifellos die Ausbildung einer eigenen Technik erfordert. Diese läßt sich am Besten in einer besonderen Beobachtungs- und Behandlungsstelle durchführen. Nur aus diesen Gründen hält der Beratungsausschuß die Gründung einer Klinik für wichtig.

(Übersetzt von Melitta Schmideberg)

BÜCHER

Zum Thema Biographik und Psychoanalyse.

Daß Literaturhistoriker sich auf das Heftigste gegen die Anwendung der Wissenschaft vom seelisch Unbewußten auf die Darstellung der Entwicklung und Äußerung einer Künstlerpersönlichkeit sträuben, ist eine so banale Tatsache, daß sie an sich gewiß nicht der Erwähnung wert ist; wir wissen aber auch zur Genüge, daß immer wieder fruchtbare Versuche unternommen werden, in kunstpsychologischen Arbeiten von der Konstitution des Künstlers zu sprechen und die sich daraus für sein Werk ergebenden Folgen aufzuzeigen. Ein Novum dürfte jedoch in der Tatsache gesehen werden können, daß ein Biograph durch über zweihundert Seiten das Leben seines Dichterhelden schildert, um dann auf Seite 228, wenn auch in abgeschwächter Form, einzugestehen, daß es „vielleicht" klug wäre, das Folgende mit einer anderen Methodik zu durchforschen, als es jene ist, die er bisher gehandhabt hat; mit Hilfe der Psychoanalyse müsse es gelingen, die Lösung seines Problems zu finden.

Dieses gewiß mutige Geständnis oder Bekenntnis finden wir in Boris de Schloezers Studie über „Gogol" (Verlag Plon, Paris 1932), in der es auf Seite 228 heißt; „Ich glaube, es wäre interessant, die Freudsche Methode auf die Analyse der Schriften von Gogol anzuwenden; ein solcher Versuch ist meines Wissens noch niemals unternommen worden". Dieses „es wäre interessant" sind gleichsam zwei Schritte nach vorwärts; daher geht er schleunigst wieder einen zurück: „Man müßte dabei natürlich mit einem Zartgefühl vorgehen, an das uns Freud und seine Schüler nicht gewöhnt haben". Damit ist jeder billige Einwand gegen den Mut des Wissenschaftlers zurückgewiesen und er kann zugeben: „Die Theorie von der Verdrängung könnte uns indes dazu verhelfen, zum Beispiel die „Nase" zu entziffern. Wenn man sich an die Freudsche Symbolik erinnert, und im besondern an die Bedeutung, die in ihr die Nase hat, dann bekommt das Abenteuer Kowaljoffs, der glaubt, dieses Organ verloren zu haben, der ihm nachjagt, sich einbildet, daß seine Nase ihm verlorengegangen sei infolge der Intrigen, die von einer jungen Person ausgingen, die er zu erobern gehofft hatte, — da bekommt also diese ganze Geschichte einen sehr deutlich erfaßbaren Sinn, sie wird sogar logisch: ist sie nicht eine Spiegelung der Seelenqualen, in die Gogol durch seine Impotenz geraten war?". Natürlich wird sie logisch: die Sinnlosigkeit der Ereignisse, der manifest unlogisch ablaufende

Bericht von den Abenteuern des Gogolschen Helden versinken vor der Logik, die im latenden Sinn dieser Geschichte verborgen ist.

Aber auch sonst ist die Untersuchung Schloezers von der Psychoanalyse beeinflußt; welchen Zweck sollte es sonst haben, daß in dieser Arbeit des öfteren auf ein Ereignis aus der Kindheit Gogols hingewiesen wird, dessen Inhalt uns zwar unbekannt geblieben, aber auf dessen nachhaltige Wirkung jedoch eine Briefstelle hinweist. Es wird von Schloezer auch mancherlei herbeigetragen, was offen mit dem Sexualleben Gogols in Beziehung steht, wir erfahren von Gogols Liebe für schönes Schuhwerk, davon, daß er gerne gewagte Witze erzählte, daß er in seinem Werk Stellen aufnahm, die dann von den Verlegern unterdrückt werden mußten, daß er vermutlich der Frau nie anders als platonisch nahegestanden war; aber Schloezer wagt es auch, an manchen Stellen, nicht nur in der zitierten, auf symbolische Darstellungen psychischer Zustände hinzuweisen. Warum hat er nun, wo er doch über das Material, das zu einer psychoanalytischen Untersuchung nötig ist, in ausgiebigem Maße verfügte, und wo er doch selbst erkannte, daß es interessant wäre, die Freudsche Methode auf Gogol anzuwenden, sich nicht selbst zu diesem Schritt entschlossen und es gleichsam einem nächsten, großmütigerweise, überlassen, das Leben und die Leistung Gogols konsequent vom analytischen Standpunkt aus darzustellen?

Dr. F. L.

R. ET Y. ALLENDY: Capitalisme et Sexualité. Verlag Denoël et Steele, Paris.

Dr. Allendy, der französische Analytiker, der gemeinsam mit Dr. Laforgue eine Arbeit über «La Psychanalyse et les Névroses» und «Le Rêve et la Psychoanalyse» veröffentlicht hat und sich in letzter Zeit durch eine Schrift über «La Justice intérieure», «Le Problème de la Destinée» und «La Psychanalyse» um die Popularisierung der Psychoanalyse in Frankreich bemühte, versucht in seiner neuen Arbeit, einer Compagnie-Arbeit, die Zusammenhänge zwischen Kapitalismus und Sexualität vom Blickfeld des Analytikers aus zu sehen und zu deuten. Die Schrift ist auf der Antithese aufgebaut, daß der Besitztrieb dem Zeugungstrieb überall feindlich gegenübersteht, und daß die Situationen, die der Kapitalismus herstellt, diesen Konflikt nur noch verschärfen. Zuerst untersuchen die Autoren die Rolle der infantilen Triebe, die an diesem Unternehmen beteiligt sind, und unter welchem Aspekt sie beim reifen Menschen auftauchen; nachdem sie die biologische Entwicklung, welche die einander widerstrebenden Kräfte genommen, nachdem sie ferner durch eine Analyse der individuellen Entwicklung, die sie bei Neurotikern aufzuweisen haben, gewisse Mechanismen, die hier wirksam sind, verständlich

gemacht haben, zeigen sie die sozialen Formen der Begegnung von Mann und Frau auf. Sie analysieren auf der Basis einer umfassenden Kompilation die Bedeutung der Ehe von ihren Urformen im Tierreich an bis zu den gegenwärtigen Erscheinungen, zeigen, wie Besitztrieb, Sozialtrieb und Sexualtrieb hier zusammenfinden, und wie sich das Schwergewicht im Lauf der Entwicklung nach dem Pekuniären hin verlegt hat. Auch die Prostitution wird in erster Linie aus ihren psychologischen Ursachen heraus verstanden und mit dem Kapitalismus (ein Begriff, der immer im weitesten Sinn verwendet wird) in Zusammenhang gebracht. Im vorletzten Kapitel der Arbeit steht dann das Problem der Verbindung von Zeugung und ökonomischer Situation im Vordergrund: Die Zeugung, durch die das Individuum seinen biologischen Wert bestätigt erhält und durch die es dem Tod zu entgehen versucht, hat aufgehört, eine Quelle der Macht zu sein, weil sie zur Verarmung des Individuums führt. Wie nun die Krise, in der wir uns hier befinden, überwunden, gelöst werden wird, deuten die Verfasser im letzten Kapitel an: bei diesen Ausführungen muß jedoch die exakte Darstellung der Prophetie weichen, die Beweisführung hat daher nur mehr subjektiv geltenden Wert.

Dr. F. L.

PSYCHOANALYSIS TODAY.[1] Hgg. von Sandor Lorand.

Dieses eben erschienene, aus 23 Aufsätzen verschiedener Psychoanalytiker bestehende, schön ausgestattete Werk von 370 Seiten will ein vollständiges Kompendium des heutigen Standes der Psychoanalyse geben. Es bemüht sich um eine klare einfache Darstellung der Materie, da es auch Erziehern und Laien verständlich bleiben und eine möglichst weite Verbreitung psychoanalytischer Kenntnisse geben will. Auch Ich-Psychologie, Charakter-Neurosen, moderne Kinder-Probleme, die Verhütung der Neurosen, die Beziehungen zur inneren Medizin, Anthropologie, Kriminologie, zur schönen Literatur und zur Religionswissenschaft sind wohl berücksichtigt und abgehandelt.

Die Wiener Schule ist durch Nunberg, Schilder und Wittels vertreten; ferner kommen neben den bekannten Amerikanern, mit Brill an der Spitze, zu Wort: Jones, Glover, Klein; Ferenczi und Roheim; Alexander, Laforgue und Ophuijsen.

Wir behalten uns vor, in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift eine der Abhandlungen als Musterbeispiel abzudrucken. E. H.

---

1) Psychoanalysis Today. Its scope and function. Edited by Sandor Lorand with a foreword by Smith Ely Jelliffe, New York, 1933, Covici-Friede.

HENRI BERGSON: Die beiden Quellen der Mor und der Religion. Eugen Diederichs, Jena, 1933.

Henri Bergson, nunmehr 74 Jahre alt, rundet durch dieses interessa Werk sein Weltanschauungsbild von der ethischen Seite ab; da es vielf die gleichen Probleme behandelt, wie die weltanschaulichen Schriften Freu aus den letzten Jahren, ist es geeignet, Freuds Überlegenheit an Konseque und Klarheit über den immer wieder dem Irrationalen, dem „Lebensschwun der „Intuition" und der „Mystik" Raum gebenden Philosophen zu beweis Doch bietet das Buch des Anregenden genug, da es aus dem Erleben Gegenwart geschrieben ist und nicht unterläßt, sich mit der Zukunft Menschheit zu beschäftigen. Alles aber ist — trotz Bildung und Kultur Oberflächen-Psychologie. Das Buch wurde in unserem Blatte (1932, Heft bereits erwähnt.

E. H.

Eigentümer Verleger und Herausgeber:
Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Schriftleiter und verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Hitschmann, Wien, IX., Währingerstra

„Psychoanalytische Bewegung", V. Jg., Heft 2, März-April 1933